Die Marquise Cornelia d'Alfi

oder

der Annecy-See und seine Umgebungen.

Von

Eugène Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1853.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Widmung.

An Madame Marc Caillard.

„Meine liebe Schwester,

„Ich erfülle ein Versprechen, das für mich sehr süß zu halten ist; ich will Dich mit dem schönen Lande, welches ich bewohne, bekannt machen, mit diesem Lande, in das mich der Zufall der Revolutionen geführt hat.

„Ich gedachte Anfangs Dir Briefe über Savoyen zu schreiben, als ich aber bei der Arbeit war, schien es mir, es müsse, so genau sie auch sein möchte, die Beschreibung einer bewunderungswürdigen Landschaft, welche keine wirkliche oder eingebildete Person belebe, für eine große Anzahl von Lesern langweilig werden, und darum verzichtete ich auf meinen ersten Plan.

„Ein romantisch-tragisches Abenteuer, das sich vor ein paar Jahren am Annecy-See zugetragen haben soll, ist mir kürzlich mitgetheilt worden; es hat mir als Entwurf für die Erzählung gedient, die Du lesen sollst.

„Wie Dir bekannt ist, liebe Schwester, schrieb ich dieses Buch und widme ich es Dir in der Idee, Dich mit meinen Gefühlen unveränderlicher Dankbarkeit für den herzlichen, rührenden Empfang zu verbinden, der mir in Savoyen zu Theil wird; nie werde ich vergessen,

daß ich der wohlwollenden und ehrenvollen Vermittelung von Herrn d'Azeglio, dem Conseil-Präsidenten des Königs von Sardinien, die edelmüthige Gastfreundschaft verdanke, die ich hier genieße.

„Du weißt nichts von der Politik, liebe Schwester, ich werde Dir also nichts von der Freiheit sagen, welche in den sardinischen Staaten herrscht, ich werde auch nicht von Herrn d'Azeglio als Staatsmann sprechen, doch es wird Dich eine tiefe Sympathie für ihn ergreifen, wenn ich mit Dir von dem Adel des Charakters des Privatmannes, von dem Muthe des Soldaten rede, dessen Blut für die heilige Sache der Unabhängigkeit des Vaterlands geflossen ist, wenn ich endlich vom Zauber seines Geistes und von seinem doppelten Talente als Dichter und als Maler spreche! Der Staatsmann zieht, vom Gange der Ereignisse fortgerissen, vorüber, aber der großherzige Mann, der gleich merkwürdig als Künstler wie als Schriftsteller, überlebt die Ereignisse.

„Ich komme zum Gegenstande und zum Zwecke dieses Werkes.

„Der Annecy-See und seine Umgebungen sind meiner Ansicht nach nicht so bekannt, als sie es zu sein verdienen. Meine Wünsche wären erfüllt, wenn das Lesen des Werkes, das ich veröffentliche, einige Touristen, einige ihre Kunst liebende Maler, einige Personen, die den Geschmack für den Feldbau besitzen, veranlassen könnte, die Herrlichkeiten dieser Gegend zu besuchen, welche mit der Größe und der reichen Abwechselung der Alpenlandschaft eine wunderbare Fruchtbarkeit und eine sehr weit vorgeschrittene Landwirthschaft verbindet.

„Ich habe Leute in der großen Welt gekannt, Künstler, welche mit Recht für die Schweiz, die Savoyen so nahe liegt, begeistert waren und nichtsdestoweniger gewisse Schönheiten des letzteren Landes bewunderten, deren Ruf europäisch ist: wie Chamounix, der Montblanc, der Bourget-See; nie aber hat einer

von diesen Reisenden seine Ausflüge bis zum Annecy-See fortgesetzt. Kürzlich erst, als ich mich bei Herrn Loppé, einem jungen französischen Maler befand, der sich hier niedergelassen hat und mit einem tiefen Gefühle für die Natur ein Talent verbindet, das ihm eine schöne Zukunft verheißt, hatte ich das Glück, einen unserer ausgezeichnetsten Kupferstecher zu treffen. Er kam vom Lago Maggiore und hatte die bewunderungswürdigsten Cantone der Schweiz besucht, und dennoch, als er an den Ufern des Annecy-Sees und in seiner Umgebung umherwanderte, ging er von einem Erstaunen zum andern, von einer Bezauberung zur andern über, und er fragte sich, wie ich, wie es komme, daß diese Gegend, welche unerforschte Schätze enthält, den Künstlern beinahe völlig unbekannt sei.

„Ich habe mich also bemüht, einige von den Gegenden, wo sich die Hauptscenen meiner Erzählung ereignen, sorgfältig zu schildern; aber meine liebe Schwester, ich nehme zum Voraus Deine Nachsicht und die des Lesers in Anspruch, in Betreff der vielleicht zu gewissenhaften Treue der Einzelheiten, ohne welche es jedoch sehr schwierig ist, genau den Charakter und den Anblick einer Landschaft wiederzugeben; die Art, wie ich die äußeren Gegenstände auffasse, kann allein diese bis zur Aengstlichkeit, vielleicht sogar bis zum Uebermaß getriebene Treue der Reproduction entschuldigen: beim ersten Anschauen eines großen Gemäldes der Natur bin ich geblendet; die Einzelheiten verlieren sich in der Majestät des Ganzen; das Gefühl des Schönen ist dann bei mir mehr instinctartig, als durch die Vernunft begründet; meine verworrene Bewunderung weiß, so zu sagen, nicht, woran sie sich halten soll, indem sie von einer dieser Herrlichkeiten zur andern übergeht, und erst, nachdem ich öfter dieselben Orte besucht und mich, wenn ich mich so ausdrücken darf, in ihrer Anschauung geübt habe, umfasse ich mit einem sichern und entzückten Blicke zugleich

die Einzelheiten und das Ganze; die beinahe topographische Genauigkeit der Beschreibungen, die Du in diesem Buche treffen sollst, liebe Schwester, wird also, wenn nicht vom Talente des Malers, doch wenigstens von seiner Wahrhaftigkeit zeugen.

„Savoyen scheint mir, wie gesagt, nicht nur würdig des lebhaftesten Interesses der für ihr Vergnügen reisenden Touristen, der für ihre Kunst glühenden Künstler, sondern es muß auch aus dem Gesichtspunkte der Bewirthschaftung und der unglaublichen Fruchtbarkeit seines Bodens derjenige Theil des Landes, welchen ich bewohne, die Aufmerksamkeit des Landwirthes anziehen.*) . . .

. . . .

„Meine liebe Schwester, Du wirst mir diese lange, zu lange agronomische Abschweifung verzeihen; es war, wie gesagt, mein Zweck, nicht nur die Aufmerksamkeit der Touristen und der Künstler, sondern auch die der Landwirthe auf Savoyen hinzulenken, das für mich ein zweites Vaterland geworden durch die liebevolle Aufnahme, mit der man mich in diesem Lande von so milden, von so herzlichen, von so offenen, von so edel gastfreundlichen Sitten beehrt hat.

„Schließlich bemerke ich, daß die große Industrie eben so würdig in Annecy und der Umgegend durch mehrere Etablissements vertreten ist, wie die Hammerwerke und die Papiermühle von Cran und die herrliche Spinnerei von Herrn Läuffer, in der mehr als zweitau-

---

*) Hier folgt eine längere Abhandlung über die Vorzüge des landwirthschaftlichen Betriebs in Savoyen, die wir, so strenge wir sonst dem Originale zu folgen pflegen, für die Leser des Belletristischen Auslands nicht wiedergeben zu sollen glaubten, denn Sue entschuldigt sich selbst über seine Abschweifung, wie man aus dem oben nach unseren Punkten Folgenden ersieht. Der Uebersetzer.

send Arbeiter, welche er mit einer väterlichen Fürsorge behandelt, beschäftigt sind. Es besteht auch in Faverges eine bedeutende Fabrik von Seidenzeugen, die meistens nach Amerika ausgeführt werden.

„Und nun, liebe Schwester, gehe das Geschick dieses Buches, für welches ich Deine schwesterliche Zuneigung angerufen habe, in Erfüllung.

„Wie stolz und glücklich wäre ich, wenn einige meiner Leser sich durch sich selbst von der Wirklichkeit der Gemälde, die ich zu entwerfen versuche, versichern und so die Bewunderung, die sie mir einflößten, theilen wollten.

„Noch ein Wort: Die Heldin des Abenteuers, das man mir mitgetheilt hat, soll eine Venetianerin gewesen sein. Ich habe diese Angabe in meiner Erzählung verfolgt, brauche aber nicht beizufügen, daß ich es bitter bedauern würde, wenn man je bezweifeln könnte, die bizarre, häufig verabscheuenswerthe, aber wenigstens reumüthige Individualität, welche ich hervorzuheben bemüht war, sei in meinem Geiste durchaus nur eine Ausnahme und nicht der Typus der Venetianerin. Du weißt, Venedig und seine Bewohner sind mir stets heilig gewesen.

„Nun lebe wohl, liebe, zärtliche Schwester; in einem Deiner letzten Briefe erwiedertest Du mir: „„wenn ich trotz der wohlwollenden Gastfreundschaft, die ich in Savoyen genieße, zuweilen das Heimweh habe, so habest Du das Bruderweh."" Dieses rührende, bezaubernde Wort bezeichnet Deinen Geist und Dein Herz, es ist das Lob von uns Beiden, und Du wirst mir erlauben, hier desselben zu erwähnen.

Eugène Sue.

Savoyen, Annecy le Vieux,
im August 1852.

Prolog.

(Die nachfolgende Scene ereignet sich in unseren Tagen in einem vereinzelten Landhause in der Gegend von Lyon.)

Im Hintergrunde eines glänzend erleuchteten Salon steht man einen mit einem rothen Sammetteppich bedeckten Tisch; ein Crucifix ist zwischen zwei vergoldeten Candelabern aufgestellt; unfern von diesem improvisirten Altare stehen zwei Lehnstühle, zu deren Füßen zwei Kissen liegen.

(Faustine, die Kammerfrau, kommt aus einem Zimmer, dessen Thüre in den Salon geht.)

Faustine, heiter.

Ich kann kaum erwarten, bis es Mitternacht schlägt! Welche Komödie! ah! ich werde lange lachen! Wir wollen sehen, ob nichts fehlt. Nein, hier sind die zwei Stühle für die Brautleute . . . (Sie lacht.) Ha! ha! das Kissen, auf das sie niederknieen vor . . (sie lacht stärker) vor dem hochwürdigsten Herrn Patriarchen von Indien! Mein Gott! wie belustigend ist das!

(Pietro, der Kammerdiener, tritt schwarz gekleidet ein; er bringt zwei Blumenvasen und stellt sie zwischen das Crucifix und die zwei Candelaber.)

Faustine, lachend.

Du bist Sacristan des Teufels geworden.

Pietro ernst.

Respect vor dem Sacristan des Sennor Don Cam-

brelli, Patriarchen von Indien und Oheims der Frau Marquise (laut lachend); nein, Du kannst Dir das Gesicht von Ambrosio, mit seiner rothen Robe mit dem Mäntelchen und seinem falschen weißen Barte, der ihm bis auf die Brust herabfällt, nicht vorstellen!

Faustine.

Ambrosio hat rasch seinen Weg gemacht: gestern Intendant der gnädigen Frau, heute ihr Oheim und Prälat! Er konnte nicht schicklicher von Venedig ankommen! .. Ah! und der junge Mann, hast Du ihn gesehen?

Pietro, ein schallendes Gelächter aufschlagend.

Der Herr Graf präsidirt bei der Toilette dieses armen Jungen, der so verwandelt unbezahlbar ist! Trotz seiner achtzehn Jahre und seines reizenden Gesichtes sieht er aus wie eine Faschingsmaske: Hose von weißem Atlaß, scharlachrother, goldgestickter Leibrock, und auf der Schulter der kleine gelbe, silbergestickte Mantel. Füge diesem eine Toque mit weißen Federn bei, und Du hast das Portrait des Jünglings.

Faustine.

Welch ein Dummkopf! er ist so einfältig, daß er verdient, was ihm widerfährt! Er bemerkt nicht, daß er seit sechs Wochen das Spielzeug, der Zeitvertreib der Frau Marquise wie des Herrn Grafen ist! Glauben, dieser sei der Bruder unserer Gebieterin! das ist doch zu albern!

Pietro.

Was willst Du, dieser kleine Julian war ohne Zweifel schon von Natur sehr dumm! Nun verliebt er sich vollends wahnsinnig in die Frau Marquise. Hieraus folgt, daß er sich ganz und gar zum Blödsinn verkehrt haben muß . . . . Trotz seiner Einfalt, ist er indessen

muthig wie ein Löwe. Erinnerst Du Dich seines Duells mit dem Officier?

Faustine.

Wohl! Die Frau Marquise war gegenwärtig. Dieser armselige Pinsel wollte den Herzhaften spielen!

Pietro.

Du drückst Dich sehr vertraulich aus, meine Liebe! Wie kannst Du einen Pinsel den durchlauchtigsten Herrn Herzog della Torre Alba, Ritter vom goldenen Vließe, nennen?

Faustine.

Ich wollte schwören, daß dieser unglückliche Notarsschreiber seine Rolle im Ernste nimmt, und daß er gern seinen elenden Namen Julian gegen die entlehnten Namen und Titel vertauschen würde, womit ihn der Herr Graf, um dem Spasse die Krone aufzusetzen, bekleidet hat.

Pietro.

Handelt es sich darum, Jemand zu mystificiren, so ist der Herr Graf in seinem Elemente.

Faustine.

Seitdem ein glücklicher Zufall diesen dummen Julian der Frau Marquise zu ihrer kleinen Belustigung zugesandt hat, schläft auch der Herr Graf erst nach dem Mittagessen ein.

Pietro.

Er bringt seine Stunden nicht mehr damit zu, daß er zu seiner Zerstreuung den armen Love, das spanische Hündchen der gnädigen Frau, am Schweife und an den Ohren zieht.

Faustine.

Der Herr Graf ist allerdings der schönste, der eleganteste, der vollendetste Edelmann, doch wenn er unter

vier Augen mit der Frau Marquise ist, hat er nicht mehr Conversation als sein Pferd!

Pietro.

Und dennoch läßt sich das die gnädige Frau gefallen, — sie, die so viel Geist hat!

Faustine.

Nun wohl! wenn sie mit dem Grafen allein ist, hat sie Geist für zwei; sie kann sich diese Ausgabe erlauben; überdies ist sie noch in den Herrn Grafen verliebt, und wenn sie in Jemand verliebt ist, so ist dieser Jemand für sie ein Phönix; sie würde ihm die ganze Welt opfern, wohlverstanden nur sich selbst nicht!

Pietro.

Welch eine Frau! ich glaube manchmal, es ist der Satan in Person.

Faustine.

Nimmt Satan oft eine solche Gestalt an, so muß er viele Seelen in die Verdammniß führen . . . Ah! weißt Du, daß der Scherz heute Abend ein wenig ruchlos ist?

Pietro.

Ein wenig? . . . Ei! sage viel! Doch das geht die gnädige Frau und den Herrn Grafen an. Ah! ich bedenke; sie werden nun ihren Zeitvertreib, ihren Schmerzensdulder verlieren; denn nach der Ceremonie, welche in einem Augenblick stattfinden soll, wird es der unglückliche Julian ohne Zweifel nicht mehr wagen, einen Fuß hierher zu setzen.

Faustine.

Was liegt der Frau Marquise daran? Soll sie nicht übermorgen nach Paris abreisen?

Pietro.

Das ist richtig. Doch sage, Du, die Du in das

Geheimniß unserer Gebieterin eingeweiht bist, wie wird das endigen? denn sogleich nach der Trauung . . . ."

Faustine, hört eine Uhr schlagen.

Mitternacht! geschwinde, geschwinde, ich kehre zu meiner Dame zurück; sie erwartet mich, ich soll ihr ihre Marquisenkrone auf das Haupt setzen . . . Mein Gott! wie schön ist sie in ihrem großen Hofgewande! ich war geblendet! Ich gestehe auch, man darf sich nicht wundern, daß dieser einfältige Notarsschreiber von ihr bezaubert worden ist!

Pietro.

Nie durfte Venedig, die Vaterstadt unserer Gebieterin, auf ein so bewunderungswürdiges Geschöpf stolz sein! . . . Ich, ich schaue die Frau Marquise so gern an, nur um das Vergnügen zu haben, sie anzuschauen!

Faustine.

Verlassen wir diesen Salon, Pietro; die Livreedienerschaft ist unter einem Vorwande nach Lyon geschickt worden; Ambrosio, Du und ich sind allein in das Geheimniß der Komödie eingeweiht, und der Herr Graf ist der einzige Zeuge der Vermählung von Herrn Julian... was sage ich? des Herrn Herzogs della Torre Alba. (Sie lacht.)

Pietro.

Der Ritter vom goldenen Vließe mit einem gelben Mantel! ha! ha! ha!

(Pietro und Faustine gehen lachend durch zwei verschiedene Thüren ab; wenige Augenblicke nachher treten Julian und der Graf Christian ein: dieser ist groß, sein Wuchs ist geschmeidig und elegant; doch sein vollkommen schönes Gesicht hat keinen andern Ausdruck, als den einer frechen Geckenhaftigkeit; er trägt mit einer cavalieren Leichtigkeit ein reiches Hofkleid. Julian ist achtzehn Jahr alt;

seine reizenden, zarten, mädchenhaft unschuldigen Züge zeugen von einer engelischen Sanftmuth; er ist glänzend, aber lächerlich aufgeputzt, mit einer weißen Atlaßhose mit Puffen, mit einem Leibrocke von hochrothem, goldgesticktem Sammet und einem kurzen, gelben, silbergestickten Mantel; die Insignien des Ordens vom goldenen Vließe glänzen auf seiner Brust; er hält in der Hand seine sammtene Toque und scheint eben so linkisch, als verlegen in seinem theatralischen Anzuge.)

Der Graf Christian, ernst.

Endlich, mein lieber Julian, ist der schöne Tag gekommen, an dem Ihnen diejenige, welche ich meine Schwester nenne, ihre Hand reichen wird.

Julian, in einer Art von Extase.

Herr Graf, ist es ein Traum, bin ich wirklich wach? ich der Gatte der Frau Marquise?

Der Graf Christian.

Bei Gott! (auf eine der nach dem Salon gehenden Thüren deutend.) Und nach dem Segen das Hochzeitgemach!

Julian erröthet, schlägt die Augen nieder, stützt sich auf einen der Stühle und legt seine andere Hand an seine Brust.

Mein Herz bricht! Mein Gott! das Glück erdrückt also auch unter seiner Größe! Mir scheint, ich fühle einen Gewissensbiß, daß ich so glücklich bin! Was habe ich denn gethan, um eine solche Glückseligkeit zu verdienen!

Der Graf Christian.

Was Sie gethan haben, mein Theurer? Sie haben eine bezaubernde Frau geliebt.

Julian, die Augen voll Thränen und die Hände mit Exaltation faltend.

Oh! ja, geliebt mit Trunkenheit... geliebt mit Vergötterung! oh! geliebt besonders mit der unaussprechli-

chen Dankbarkeit eines dunklen, verdienstlosen Geschöpfes, das nichts auf der Welt besitzt, als ein einfaches, redliches, ergebenes Herz, und zu sich . . eine Frau wie die Marquise herabsteigen sieht!

Der Graf Christian, in spöttischem Tone.

Was Ihnen beweist, mein Freund, daß eine aufrichtige, reine Liebe immer belohnt wird.

Julian, verlegen.

Herr Graf, nur Eines ist mir peinlich: ich habe diese reichen Kleider angezogen, ich nehme einen Titel an, der mir nicht gehört, einen Namen, der nicht der meinige ist, — das heißt lügen. Und in einem so ernsten Augenblicke lügen, — lügen im Angesichte des Himmels!

Der Graf Christian.

Abermals Bedenklichkeiten? Welch ein Kind sind Sie! Begreifen Sie denn nicht, daß in Rücksicht auf den aristokratischen Stolz ihres Oheims, des hochwürdigen Herrn Patriarchen von Indien, (der Graf unterdrückt nur mit Mühe seine Lachlust) die Marquise schicklicher Weise nicht konnte . . . Doch stille . . . Hier ist sie!

(Man sieht Cornelia Marquise d'Alfi ihrem Intendanten Ambrosio die Hand reichend eintreten; dieser wirft sich in die Brust unter einer langen rothen Robe mit dem Bischofsmäntelchen. Die Marquise, eine Dame von blendender Schönheit, ist mit Diamanten bedeckt; ihr langer Hofmantel schleppt hinter ihren Schritten; auf dem Kopfe trägt sie eine kleine heraldische Krone mit fünf goldenen Blumen, in welche Diamanten eingefügt sind. Der Intendant Ambrosio, der die Rolle des Patriarchen von Indien spielt, wendet sich nach dem als Altar dienenden Tisch. Die Marquise wirft Julian einen bezaubernden Blick zu und bezeichnet ihm durch eine Geberde den neben dem ihrigen stehenden Stuhl.

Der Graf Christian schiebt sachte zu dem Stuhle Julian, dessen Verlegenheit sich verdoppelt, und sagt leise zu ihm:

Seien Sie ruhig, mein Lieber, die Ceremonie wird nur ein paar Minuten dauern; die Patriarchen von Indien trauen nach einem besondern, die Sache sehr beschleunigenden, Ritus.

(Julian nähert sich zitternd dem Lehnstuhle, der neben dem der Marquise steht, und kniet wie sie auf eines der Kissen nieder. Diese gotteslästerliche Parodie währt kaum einige Minuten, welche Ambrosio zu falschen Gebeten anwendet, wonach er vor die Marquise und Julian tritt und mit feierlichem Tone zu ihnen spricht:)

Cornelia Giovani, verwitwete Gemahlin des Marquis d'Alfi, wollen Sie gegenwärtigen Herrn Herzog della Torre Alba, Ritter des goldenen Vließes, zum Gatten nehmen?

Die Marquise, mit Entzücken.

Ja, ich will.

Ambrosio zu Julian.

Herzog della Torre Alba, wollen Sie gegenwärtige Cornelia Giovani, Marquise d'Alfi, zur Gattin nehmen?

Julian, mit einer vor Erschütterung bebenden Stimme.

Oh! ja, ich will.

Ambrosio.

Cornelia Giovani, schwören Sie vor Gott, getreu Ihre ehelichen Pflichten gegen Ihren neuen Gatten zu erfüllen?

Die Marquise, mit fester Stimme.

Ich schwöre.

Ambrosio.

Herzog della Torre Alba schwören Sie, Ihr gan-

zes Leben dem Glücke derjenigen zu weihen, welche Sie zum Gatten annimmt?

Julian, mit Exaltation und ohne daß er seine Thränen zurückhalten kann.

Ich schwöre! Oh! sie ist meine Seele, mein Leben!

Ambrosio.

Der Himmel höre Eure Schwüre und nehme sie an. Seid verbunden.

(Ambrosio ergreift die Hand von Julian und legt sie in die der Marquise. Die Gemüthsbewegung des Jünglings ist so tief, daß er einer Ohnmacht nahe zu sein scheint. Ambrosio spricht abermals ein Scheingebet und geht dann ernst durch eine der Thüren des Salon ab. — Die Marquise steht auf; doch Julian bleibt mit gefalteten Händen und die Anbetung in seinen treuherzigen Zügen vor ihr knieen; die Aufregung erstickt seine Stimme, er kann kein Wort aussprechen.)

Die Marquise, mit einem berauschenden Tone.

Stehen Sie auf, mein Kind . . . ich habe Ihnen so viel Glück zu verdanken . . . daß es sich für mich geziemte, vor Ihnen niederzuknieen.

(Der Graf Christian öffnet die zwei Flügel der Thüre eines anstoßenden Zimmers und kommt mit einer ironisch feierlichen Miene zu Julian zurück; dieser hat beide Hände der Marquise ergriffen und stützt seine Stirne darauf.)

Der Graf Christian.

Mein lieber Julian, stehen Sie auf und folgen Sie uns, keuscher junger Gatte.

Der Graf gibt der Marquise den Arm und führt sie in das anstoßende Gemach. Julian folgt ihnen trunken vor Glück und Liebe; doch der Graf wendet sich um, sobald die Marquise in das Innere eingetreten

ist, und heißt den Jüngling durch einen Wink auf der Schwelle bleiben; er gehorcht; der Graf macht einen der Thürflügel zu, bricht dann in ein schallendes Gelächter aus und sagt zu dem Jüngling:)

Gute Nacht, lieber Herzog della Torre Alba . . . gute Nacht, edler Ritter vom goldenen Vließe . . . die Marquise ist durchaus nicht meine Schwester, seit langer Zeit lieben wir uns auf das Zärtlichste. Die Moral des Abenteuers aber ist: wie sich die Nachtschmetterlinge am Lichte verbrennen, so werden die Notarsschreiber, welche die Unverschämtheit haben, Marquisen zu lieben, mit Recht gefoppt und schimpflich behandelt; die Lection wird Ihnen ohne Zweifel heilsam sein, und hienach . . . gute Nacht, lieber Herzog della Torre Alba.

Die Stimme der Marquise.

Gute Nacht, schöner Ritter vom goldenen Vließe... gute Nacht!

Die Thüre schließt sich wieder, und man hört die Marquise d'Alfi und den Grafen ihr Gelächter verdoppeln. Völlig niedergeschmettert, erbleicht Julian, wankt und fällt ohnmächtig zu Boden, nachdem er mit verscheidender Stimme die Worte gemurmelt.)

Oh! mein Vater . . . den Tod . . . den Tod!

. . . .

Mehrere Monate nach diesem Abend trugen sich die Ereignisse, die wir zu erzählen im Begriffe sind, in der Gegend des Annecy-Sees zu; doch ehe wir unsere Erzählung fortsetzen, wollen wir es versuchen, dem Leser ein Gemälde von den Oertlichkeiten zu bieten, welche als Rahmen und Schauplatz für die verschiedenen Vorfälle dieser Geschichte dienen sollen.

I.

Man sieht noch in Annecy einige Spuren von dem Hause, wo Frau von Warens zum ersten Male Jean Jacques Rousseau eine Zufluchtsstätte bot, als er, ein Jüngling, Genf verließ. — „Dieses alte Haus," sagt er in seinen Bekenntnissen, „hinter welchem sich ein Durchgang zwischen einem Bache rechter Hand, der es vom Garten trennte, und der Mauer des Hofes links fand, welcher nach dem Franziscanerkloster durch eine blinde Thüre führte.''

Dieses Haus ist verschwunden, doch es bleiben noch der Bach mit seinem klaren Wasser, die Strebemauer des Gartens und der Gang, der nach der Kirche der Franciscaner führt.

Die Bewunderer von Rousseau betrachten mit Rührung diese letzten Spuren vom Wohngebäude, wo dieses große Genie, die Ehre der Menschheit, lebte; sie gefallen sich darin, an diesem Orte das lachende blonde Gesicht von Frau von Warens, wie es Jean Jacques bei ihrer ersten Zusammenkunft schildert, heraufzubeschwören. Man weiß: verführt durch die Unterhaltung, durch den guten Empfang und auch, er gesteht es offenherzig, durch das vortreffliche Mittagsmahl eines gewissen Geistlichen hatte der Jüngling beschlossen, dem Protestantismus zu entsagen; er brachte einen Brief zu Frau von Warens, die ihm die Mittel, in den Schooß der katholischen Kirche einzutreten, erleichtern sollte.

„Ich hatte mir," sagt er, „eine alte, sehr grämliche Frömmlerin vorgestellt, ich sehe ein von Grazien geschaffenes Gesicht, schöne blaue Augen voll Milde, einen blendenden Teint, den Umriß eines bezaubernden Halses; nichts entging dem raschen Blicke des jungen Proselyten, denn ich wurde auf der Stelle der ihrige, fest überzeugt, eine von solchen Missionären gepredigte Religion müsse unfehlbar ins Paradies führen. Sie nimmt lächelnd den Brief, den ich ihr mit zitternder Hand reiche, öffnet ihn, wirft einen Blick auf den, welchen mir Herr von Pontverre gegeben hatte, kommt auf den meinigen zurück, den sie ganz liest und wohl noch einmal gelesen haben würde, hätte ihr nicht ihr Lackei gemeldet, es sei Zeit, einzutreten. „„Ei! mein Kind,'" spricht sie zu mir mit einem Tone, der mich beben machte, „„wir laufen sehr jung im Lande herum! Das ist wahrhaftig Schade!"" Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte sie dann bei: „ Erwarten Sie mich in meiner Wohnung; sagen Sie, man soll Ihnen Frühstück geben; nach der Messe werde ich mit Ihnen sprechen.""

Der erste Aufenthalt von Rousseau bei Frau von Warens in Annecy war, wie man sich erinnert, von kurzer Dauer; er reiste nach Turin ab, wo er den Protestantismus abschwören und sich zum Katholicismus bekennen sollte. Der Jüngling bewahrte keine sehr erbauliche Erinnerung an seine Bekehrung, wenn man nach mehreren Episoden seines Noviciats in dem Kloster, wo er eingeschlossen wurde, urtheilt.

„Eines Tags," sagt er, „öffnete man eine andere eiserne Thüre, welche in zwei Theile einen großen, den Hof beherrschenden Balcon theilte. Durch diese Thüre traten unsere Schwestern, die Katechumenen, ein, welche sich, wie ich, nicht durch die Taufe, sondern durch eine feierliche Abschwörung regeneriren sollten; das waren die größten . . . und die gemeinsten Straßenläuferinnen,

welche je den Schafstall des Herrn mit ihrem Gestanke erfüllt hatten.“ Wir werden hier, und zwar aus Gründen, das seltsame Abenteuer mit dem Mohren, einem andern abscheulichen Katechumenen, nicht mittheilen, der dem armen Jean Jacques Rousseau eine so große Angst einflößte, trotz der Erklärungen des Abbé, der Director des Hauses war. Dieser fromme Mann, dem eine lange Erfahrung in Betreff dessen, was Rousseau erschreckte, zur Seite stand, versuchte es, den Neubekehrten zu trösten, indem er ihn versicherte, er erschrecke wahrhaftig über eine Kleinigkeit.

Nach seinem Abfalle kam Jean Jacques zu Frau von Warens zurück. Führen wir noch ein paar Zeilen von seinem unsterblichen Werke an: wir werden darin die Physiognomie des kleinen Hauses in Annecy und die seiner Bewohner finden.

„„Armer Kleiner, Du bist nun also wieder hier,““ sprach Frau von Warens, als sie mich erblickte; „„ich wußte wohl, Du seist zu jung für diese Reise.““ Dann wandte sie sich an ihre Kammerfrau und sagte zu ihr: „„Man mag reden, was man will, da ihn mir die Vorsehung wieder schickt, so bin ich entschlossen, ihn nicht zu verlassen . . .““ Nun war ich also bei ihr einquartiert; sie bewohnte ein altes Haus, das groß genug, um eine schöne Reservestube zu haben, aus der sie ihr Prunkzimmer machte, und die man nun mir einräumte. Dieses Zimmer lag an dem von mir erwähnten Gange, wo unser erstes Zusammentreffen stattfand. Jenseits des Baches und der Gärten erblickte man das Land . . . Schon am ersten Tage bildete sich die süßeste Vertraulichkeit unter uns; Kleiner war mein Name, Mama der ihrige. Ich brachte meine Zeit auf das Allerangenehmste zu, während ich mich mit Dingen beschäftigte, die mir durchaus nicht gefielen. Ich hatte Denkwürdigkeiten ins Reine zu bringen, Entwürfe zu redigiren, Recepte abzuschreiben, Kräuter auszulesen, Droguen zu zerstoßen, Destillirkolben

zu überwachen. Mitten durch Alles dies kamen Besuche aller Art; man mußte zugleich einen Soldaten, einen Apotheker, einen Canonicus, eine schöne Dame, einen Laienbruder unterhalten . . . Frau von Warens ließ mich die abscheulichsten Arzneimittel kosten; ich mochte immerhin fliehen oder mich vertheidigen wollen, trotz meines Widerstandes und meiner entsetzlichen Grimassen, trotz meiner Zähne öffnete ich, wenn ich ihre beschmierten Hände sich meinem Gesichte nähern sah, meinen Mund und schluckte; war ihre ganze kleine Haushaltung in demselben Zimmer versammelt und man hörte uns unter schallendem Gelächter umherlaufen und schreien, so hätte man glauben sollen, man spiele irgend eine Posse und mache nicht Opiat oder Elixir."

Unsere Leser werden uns diese Abschweifung verzeihen, wenn sie unsere religiöse Bewunderung für Rousseau theilen und wie wir an sich die fromme Sammlung des Gemüthes erfahren haben, welche der Anblick der durch das Genie vergöttlichten Orte zur Folge hat.

Wenn Jean Jacques Annecy verließ, um die Herrlichkeiten der Alpennatur zu betrachten, die er anbetete, wandte er sich vorzugsweise, nach der localen Chronik, nach einem Orte, wo sich ein in Trümmern liegendes Haus findet, das man noch heute das Haus von Rousseau nennt. Diese Trümmer werden der Schauplatz von einigen Scenen unserer Erzählung sein. Die Landschaft, in der dieses Haus erbaut war, mußte Jean Jacques in der That bezaubern; völlig vereinzelt, erhebt es sich auf einem Bergabhange eine starke Stunde von Annecy und in einer ungefähr gleichen Entfernung von den Dörfern Chavoire und Veyrier.

Von dem Felsen herab, auf dem dieses Gebäude liegt, genießt man einen magischen, auf der Welt einzigen Anblick; man umfaßt mit dem Auge den Annecy-See, einen Zaubersee, dessen wechselreiche Ansichten von der Natur mit einem Glücke, das die Ideale der Kunst in die

Schranken fordert, gruppirt und proportionirt sind. Es ist nicht die Unermeßlichkeit des kleinen Meeres von Genf, welches zu sehr ausgedehnt, als daß man seine beiden Ufer zugleich erblicken könnte; es ist nicht der schroffe, wilde Anblick des in seine unfruchtbaren Felsmauern eingezwängten Bourget-Sees, der dem Gesichte beinahe kein Streiflicht läßt; nein, das entzückte Auge verweilt abwechselnd auf den bald lachenden, bald melancholischen, bald freundlichen, bald großartigen Ufern des Annecy-Sees und taucht in die entfernten Horizonte, die man durch die Senkung der Abhänge von einigen Bergen entdeckt, von denen er eingerahmt ist.

II.

Suchen wir, wenn es möglich ist, einen Begriff von diesen Wundern zu geben, indem wir annehmen, der Leser habe seinen Standpunkt auf der zerfallenen Terrasse des Hauses von Rousseau. Dem Ufer gegenüber, wo es erbaut ist, und jenseits des Sees, erhebt sich die Stadt Annecy, beherrscht durch die viereckigen Thürme des alten Schlosses der ehemaligen Grafen von Genevois, welche oft eine große Rolle in der Geschichte spielten. Jenseits dieser Stadt dehnt sich ein ungeheures Bassin aus, das ebenso fruchtbar, ebenso geschickt angebaut ist, als die fettesten Landgüter der Normandie oder von Flandern. Auf diesem Bassin gewahrt man auch Gruppen von Nußbäumen von einer riesigen Vegetation; die reichen Fluren erstrecken sich in einer sanften Wogung von kleinen Thälern und Hügeln ins Unabsehbare, und am äußersten Ende des Horizonts erblickt man die Kette des Jura: Frankreich?

Ueber der Stadt Annecy runden sich die mit Wald bewachsenen Berggipfel, die das Sainte-Catherine-Thal, einen köstlichen, zwei Meilen langen englischen Park, be-

herrschen. Es sind hier nur Wiesgründe, Culturen, hundertjährige Schatten, von Fels zu Fels springende Bäche; die Gesichtspunkte vermehren sich ins Unendliche, je weiter man die sanften Krümmungen einer breiten Straße hinaufsteigt, welche so sorgfältig unterhalten ist, daß man im Wagen bis auf das oberste Plateau gelangen kann; dann hat man unter sich die Tiefe dieses Thales, eines wahren Oceans von Grün, und es entrollt sich in der Ferne ein herrliches Panorama.

Ueber dem letzten Plateau des Sainte-Catherine-Thales fangen die Abhänge vom Semenoz, einem der Culminationspunkte der Alpenkette, an; ein Tannenwald bedeckt beinahe gänzlich seine Seiten, und den Sommer hindurch weiden mehr als tausend Stücke Rindvieh auf den ungeheuren Prairien, auf welche die Alpenflora ihr duftendes, buntscheckiges Körbchen ausgeschüttet hat.

Die Abhänge des Semenoz und der mit ihm verbundenen Berge, welche zu dem, nicht minder als der Golf von Neapel durchsichtigen und blauen, See hinablaufen, sind mit einem Hochwalde von Kastanienbäumen bepflanzt, der eine Länge von mehr als zwei Meilen hat (er erstreckt sich von der Puya bis jenseits Sevrier); diese sammetartige Wiesen beschattenden, riesigen Kastanienbäume würden dem Maler eine Menge von Modellen von einer mächtigen und kühnen Originalität bieten; die einen haben einen solchen Umfang, daß vier Männer nicht ihren geborstenen, untersetzten Stamm mit den bizarr geformten Stümpfen umfassen würden, aus welchen Stümpfen wie riesige Kerzen Schößlinge hervorwachsen, deren glänzende, atlaßartige Rinde und zartes Blätterwerk seltsam mit der schwarzen knorrigen Hülle des alten, oft wie ein Tau gedrehten Stammes contrastiren; andere Stämme, welche bis zur Hälfte ihrer ungeheuren, mit Moos bedeckten und so, daß man, wenn man sich bückte, durchgehen könnte, in Gewölben sich erhebenden Wurzeln von Erde entblößt sind, gleichen Felsen, dergestalt haben sie sich mit Beu-

len, Knoten, Wülsten und Holzauswüchsen überzogen; von diesen, zuweilen durch die Zeit bis auf den Splind zerfressenen und so in Grotten von Rinde verwandelten, colossalen Stämmen ragen oft voll Saft und Kraft bis zu einer Höhe von dreißig Fuß die kräftigen, üppigen Sprößlinge des dreimal hundertjährigen Baumes empor. Um das Malerische auf den höchsten Grad zu steigern, heben sich die Stämme und Lauben dieses Kastanienwaldes, den sich die poetische Phantasie des Künstlers nie geträumt hätte, von dem Azur des Sees, welchen er beherrscht, ab, von einem so glänzenden, so durchsichtigen Azur, daß man durch eine seltsame Luftspiegelung von der Höhe der durch den Wald berasten Abhänge herab durch das Blätterwerk unter sich . . . das Blau des Himmels glänzen zu sehen glaubt.

Der östliche Abhang des Semenoz senkt sich unmerklich und entblößt den Eingang des Thales der Bauges, welches so fruchtbar an Kräuterwerk ist, daß man in Betreff der unerhörten Macht seiner Vegetation sagt: „Steckt am Abend einen Stab in die Wiese, und am andern Morgen werdet ihr ihn nicht mehr sehen, so sehr wird in einer Nacht das Gras gewachsen sein.“

Die Zugänge dieses Thales, das beinahe auf dem Niveau des Sees liegt, bieten dem Auge den Anblick eines Schachbretts, auf dem sich das Gold des Waizens und des Roggens mit dem Hochroth des Klees, mit dem Blaßblau der Leinpflanzen, mit dem lebhaften Rosa der Esparcette und dem wechselreichen Grün der Weinrebe, des türkischen Korns und des Hanfes vermählt.

III.

Bis hieher läßt sich nichts Fruchtbareres denken, als diese Zauberufer, doch jenseits des Eingangs vom Thale der Bauges und gegen den Hintergrund des Sees ver-

ändert sich die Scene. Die Alpengröße entwickelt sich in ihrer ganzen Majestät; es ist eine titanische Aufthürmung von Bergen auf Berge; ihre Kämme ragen zum Himmel empor wie riesige, während des Sturmes versteinerte Wellen; die imposante Strenge dieses Gemäldes wird gemildert durch die Nuancen der Vegetation, mit der diese drei- bis viertausend Fuß hohen Berge völlig bekleidet sind: Felder, Weinländer, Wälder, Weiden schließen sich von der Basis bis zum Gipfel dieser vulkanischen Massen an einander an, — ein unermeßliches Amphitheater von wechselreichen Culturen, buschigen Gehölzen und Prairien, die sich bis zu den Wolken erheben und im Spiegel der Wasser des Sees wiederscheinen. Im Winter nimmt diese Landschaft einen seltsamen Charakter an; man sollte sich in die Eisregionen des Pols versetzt glauben. Die mit Schnee bedeckten Berge verlieren sich in den Tiefen des Himmels, der in der untergehenden Sonne beinahe veilchenblau wird; dann färbt sich ihr blendend weißer Gipfel mit einem lebhaften Rosa; diese Nuance erbleicht nach und nach und verschwindet; die Abenddämmerung ist auf den Tag und die Nacht auf die Abenddämmerung gefolgt; doch wenn der Mond glänzend und rein aufgeht, ist das Schauspiel zauberhaft . . . es sind silberne Berge, die sich von einem azurblauen, mit goldenen Sternen besäten Grunde abheben.

IV.

Am Ende der Bucht, wenn man zu dem Ufer zurückkehrt, auf welchem das Haus von Rousseau gebaut ist, wechselt die Scene abermals; Kalkschichten von einem dunkeln, mit weißen Fäden durchstreiften Grau, ein Stein, der die Glätte des Marmors erlangt, überragen den See beinahe senkrecht und lassen zu ihren Füßen nur noch eine schmale Chaussee. Diese unfruchtbare, wilde Eindämmung

contrastirt durch ihre Härte sonderbar mit dem Reichthume der Vegetation der andern Gegenden; — ein ergreifender Widerspruch, denn dieses finstere Gemälde, das würdig wäre, das Genie eines Salvator Rosa zu inspiriren, wird bald vergessen durch eine der bezauberndsten Landschaften, die man in Arcadien träumen kann! Das ist das Bassin der alten Abtei Talloires.

Man denke sich ein erstaunlich fruchtbares Ufer, eingefaßt von ungeheuren Bäumen, deren untere Zweige im See hängen. Dieses gelobte Land mit seinem Ueberflusse an Culturen aller Art, gegen Süden dem Winde ausgesetzt, aber vor dem Nordost durch den Roc de Chèvre, ein grünes Vorgebirge, geschützt, welches der pittoresken Halbinsel Duingt, deren schönes Schloß von einem hundertjährigen Hochwalde umgeben ist, gegenüber liegt; dieses gelobte Land, sagen wir, erfreut sich beinahe in allen Jahreszeiten einer so milden Temperatur als Nizza, Hyères oder Florenz. Die Kühle der Schatten, das Dunkelblau der Wasser, die frühzeitige Entwickelung der Blüthen erinnern an die beglücktesten südlichen Gegenden.

Die malerisch gruppirten Ruinen des alten Klosters liegen in der Nähe des Fleckens, wo der gelehrte Berthollet, der berühmte Gründer des ägyptischen Instituts, geboren wurde; die funkelnde Kuppel des Kirchthurmes von Talloires spiegelt, bedeckt mit blechernen Schuppen nach dem Gebrauche des Landes, über den braunen Ziegeldächern; die Berge, von denen dieser Theil der Bucht umgeben ist, bieten abermals dem Auge Amphitheater von sammetartigen Wiesen, welche von großen Fichtenwäldern durchschnitten werden, die sich bis zu den Wolken aufthürmen; jenseits der ersten Abhänge sieht man durch die Nußbäume, die Eichen und die Buchen den kleinen Thurm der Kirche von St. Germain funkeln, was auf dem Wege nach Montmin, einer der waldbewachsenen Spitzen,

liegt, welche die Tournette, dieser Riese der Alpen, beherrscht.

Allein unter allen diesen hohen Bergen, die gegen sie wie Hügel erscheinen, verbirgt die achttausend Fuß hohe Tournette beinahe immer in den Wolken ihre kahle, schroffe Stirne; kein Grashalm, keine Moospflanze, keine Flechte vegetiren in einer solchen Höhe; die lauen Frühlingslüfte oder die ersten Hitzen des Sommers haben den Schnee der andern Gipfel geschmolzen: die Tournette bleibt immer schneebedeckt. Hat die Abenddämmerung allmälig sich der Höhen dieser Alpenketten bemächtigt, sind alle in den Schatten getaucht, so reflectirt doch die Stirne der Tournette allein, funkelnd wie ein Leuchtthurm, die letzten Feuer der seit langer Zeit am Horizont verschwundenen Sonne.

Jenseits des Bassin von Talloires, wenn man die Wanderung um den See fortsetzt, bewundert man noch die herrlichen Schatten des Dorfes Menthon, wo die Römer, welche stets die schönen Landschaften liebten, Bäder gebaut hatten. Dann kommt der Eingang des Thales, das sich unter dem alten Schlosse Menthon mit seinem feudalen, kriegerischen Aussehen entrollt.

Endlich, dem Ufer gegenüber, das der Semenoz beherrscht, erheben sich die Spitzen des Veyrier-Berges, der auf seinem Gipfel mit Wald, an seiner Seite mit Culturen und Weinländern bedeckt ist, während man zu seinen Füßen, halb verborgen in den Gebüschen ihrer Gärten, die den See beherrschen, einige lachende Villas erblickt, von wo aus man, wie vom Hause von Rousseau, das wunderbare Panorama umfaßt, von welchem wir eine unvollkommene Skizze zu geben versucht haben.

V.

Um die Mitte des Frühlings in einem der letzten Jahre sahen einige Bauern von Chavoire (einem

unfern vom Hause von Rousseau liegenden Dorfe) in der Abenddämmerung einen Mann von starkem Körperbau, noch in der Kraft des Alters, obgleich sein Bart und seine Hauptharre schon grau waren, vorübergehen; sein bleiches, vom Kummer tief durchfurchtes Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck von Energie; einfach gekleidet, einen Ranzen auf dem Rücken, der sein bescheidenes Gepäcke enthielt, durchschritt dieser Fremde das Dorf Chavoire; dann, nach einem Marsche von einer Viertelstunde, als er die Ruinen des Hauses von Rousseau, seine einsame Lage, seine abschüssigen Zugänge gewahrte, hielt er an, und blieb, auf einen Reisestock gestützt, die Augen auf das einsame Gemäuer geheftet, lange nachdenkend. Ein Bauer fand sich auf dem Wege, und der Fremde fragte ihn:

„Mein Freund, was für ein verfallenes Haus sehe ich dort auf dem Berge?"

„Mein Herr, es ist das Haus von Rousseau."

„Von Jean Jaques Rousseau?"

„Ja, mein Herr; man sagt, er sei seiner Zeit hier gewesen, und hievon hat das Haus wohl seinen Namen behalten."

„Dieser Ort," fragte der Fremde, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, „dieser Ort wird also von Niemand bewohnt?"

„Nein, mein Herr, es sind nur noch die vier Mauern und das Dach übrig."

„Ich danke für Eure Auskunft, mein Freund," sprach der Reisende; und nachdem er noch eine Zeit lang am Ufer des Sees der Straße gefolgt war, welche von Chavoire nach Veyrier führt, orientirte er sich, so gut er konnte, zum Hause von Rousseau, trat in den unten am Berge gelegenen Weingarten ein, erkletterte sodann einen jäben Abhang und kam zum Fuße einer zerfallenen, mit Epheu und Brombeerstauden bedeckten, von großen, mit Moos überwachsenen, Steinblöcken erbauten Mauer; er

erkletterte sie und befand sich auf der Oberfläche eines Erdwalles. Rechts erhob sich das Haus von Rousseau, beschattet von einer Gruppe von Eichen, welche zwischen den gemalten grauen Felsen so eingewurzelt waren, daß sie auf dieser Seite die Umfriedung eines verlassenen Gartens zu sein schienen; durch eine Oeffnung in einer ungepflegten Hecke erblickte der Fremde einen gekrümmten, abschüssigen Fußpfad, der gegen ein mit Pappeln, Nußbäumen und Buchen bepflanztes Thälchen ausmündete; ein lebendiger, vom Berge herabkommender und von Cascade zu Cascade fallender Bach lief mit einem sanften Gemurmel auf einem Bette von Kieselsteinen.

Der Reisende stieg, nachdem er eine Zeit lang dieses ländliche Schauspiel betrachtet hatte, die getrennten Stufen einer halb unter Nesseln, Mauerkraut und wilden Erdbeerpflanzen verborgenen Treppe hinauf und trat in das Haus ein, wo er weder Thüren, noch Fenster sah; das erste Gelaß hatte einst als Küche dienen müssen, wie dies die Trümmer eines großen, geschwärzten, verkohlten Kaminmantels andeuteten; die stellenweise geborstene und eingestürzte Decke ließ das Zimmerwerk des Daches und durch eine Spalte des zerrissenen Giebels das Blau des Himmels und das eben entstehende Grün der Eichen erschauen; ein aus dem Felsen ausgehauenes Kellerchen war an einer der Ecken dieser Küche angebracht, welche von einem anstoßenden Zimmer eine wurmstichige Thüre, die einzige, die noch bestand, trennte. Der Fremde stieß sie auf und drang in einen ziemlich großen Saal ein. An einigen Stellen blieben nur noch die Querbalken seines halb zerstörten Bodens, unter denen man die schwarze Tiefe eines unterirdischen Raumes sah; durch ihren unversehrten Plafond jedoch konnte die obere Stube, in welche der Reisende eingetreten war, einen Schutz gegen den Regen bieten; man las auf den durch die Zeit beschädigten Wänden die Namen einer großen Anzahl von neugierigen Besuchern des Hauses von Rousseau; vier

Fenster ohne Scheiben und Rahmen erleuchteten dieses Zimmer, von wo aus man mit dem Blicke den Annecy-See und seine Ufer umfaßte.

Der Reisende dachte ziemlich lang nach, nachdem er diese Ruinen, in denen er die Nacht zuzubringen sich entschloß, untersucht hatte; er legte seinen Ranzen neben sich, zog ein Stück Brod daraus, machte eine Kürbisflasche los, die an seinem Halse hing, setzte sich auf den Rand von einem der Fenster und begann sein frugales Mahl, während er die bewunderungswürdige Landschaft, die wir zu schildern versucht, betrachtete.

Es kam die Nacht, der Mond ging strahlend hinter dem Gipfel des Veyrier-Berges auf und warf eine leuchtende Furche auf den dunkeln Spiegel des Sees, wo sich die Sterne wie Tausende von Goldflittern reflectirten; es schlug in der Ferne zwölf Uhr in der Pfarrkirche von Annecy, und der Fremde, der noch auf dem Rande des Fensters saß, blieb in seine Gedanken versunken; aber bebend bei dem schwermüthigen, gedehnten Klange der Uhr, seufzte er, stand auf, legte beschienen vom Monde, der sein Licht nun durch die Fenster der zuvor von Finsterniß erfüllten Stube warf, seinen Ranzen an die Wand, streckte sich auf dem Boden aus, wie der Soldat im Bivouac, stützte seinen Kopf auf seinen Reisesack, schloß in der Hoffnung, den Schlaf zu finden, die Augen und murmelte mit erstickter Stimme:

Oh! mein Sohn . . . mein Julian! mein armes Kind!"

VI.

Drei Monate waren vergangen, seitdem der Reisende zum ersten Male die Nacht im Hause von Rousseau, das nun, trotz seiner Zerfallenheit, sein regelmäßiges Asyl geworden, zugebracht hatte.

Die Gebräuche sind in Savoyen noch von einer Ureinfachheit; die Bewohner des benachbarten Dorfes bekümmerten sich kaum um die seltsame Existenz des Fremden; dieser richtete sich indessen von selbst nach den Vorschriften. Am Tage nach seiner Ankunft erschien er beim Syndicus (Schultheißen) und wies ihm seinen in guter Form ausgestellten Paß vor; dann erkundigte er sich nach dem Namen des Eigenthümers des verlassenen Hauses, schrieb ihm und bat ihn im Namen der Menschheit um Erlaubniß, diese Ruinen bewohnen zu dürfen; der Eigenthümer nahm diese Bitte auf das Allerfreundlichste auf.

Der Fremde, den wir Robert nennen werden, beauftragte einen Bauern von Chavoire, ihm nach der Sitte des Landes eine Matratze von dürren Maisblättern zu verfertigen und ihm in Annecy eine wollene Decke zu kaufen; derselbe Bauer brachte jede Woche nach dem Hause von Rousseau einen von jenen großen zwölfpfündigen Laiben Brod, die sich, halb Roggen, halb Waizen, bis zum letzten Stücke frisch erhalten. Der kleine Bach des Thales lieferte dem Einsiedler ein klares Wasser, mit dem er jeden Tag seine Kürbisflasche füllte; er wusch selbst, und zwar durch ein sehr einfaches Verfahren, das Wenige von Wäsche, was er besaß, indem er diese, festgehalten durch ein paar große Steine, in das Bett des Baches legte, der in der Nähe seines Hauses floß; durch den raschen Lauf dieses beständig sich erneuernden Wassers wurde die Wäsche so gewaschen, und Robert setzte sie sodann auf einer Hecke den Sonnenstrahlen aus.

Die Einwohner von Chavoire und Veyrier, nachdem sie sich ein wenig mit ihrem Nachbar beschäftigt hatten, vergaßen ihn bald; sie sahen ihn übrigens selten; schon in der Morgendämmerung verließ er seine Wohnung, um die Berge zu erklettern, und er kehrte erst nach Sonnenuntergang zu seinem Lager zurück; zuweilen erblickte man auch Robert auf der Höhe von so gefährlichen Abstürzen,

daß selbst die unerschrockensten Adlernesterausnehmer es kaum wagten, ihm mit dem Auge zu folgen. Trafen ihn zufällig die Holzhauer im Walde, so richtete er einen herzlichen Gruß an sie oder half ihnen ihre schwere Last aufladen; doch dieses Zusammentreffen war selten; der Fremde schien besonders die von Präcipissen umgebenen Gipfel und wilde Einsamkeiten zu lieben, wohin kein Mensch vor ihm den Fuß zu setzen gewagt hatte.

VII.

Eines Tags kehrte Robert in der Abenddämmerung nach dem Hause von Rousseau zurück. Er ging an einer von den tiefen Schluchten hin, von welchen der Veyrier-Berg durchschnitten ist, als er durch die oberen Felsen herab eine junge weibliche Person kommen sah, die auf ihrem Kopfe ein großes Bündel Gras trug, das sie mit ihren beiden emporgehobenen Armen festhielt; ihr frisches Gesicht erschien noch anmuthiger so umrahmt von den langen Gräsern, deren Blumen sich mit ihren blonden Haaren vermischten oder ihren Hals und ihre Schultern liebkosten. Sie hatte so eben einen Bach durchschritten: ihre noch feuchten bloßen Beine und Füße boten die Weiße des benetzten Marmors; ihr kurzer Rock von einer groben, röthlich grauen Leinwand schmiegte sich an einen ziemlich weit ausgeschnittenen, vorne am Anfang des Busens geschnürten Leib von demselben Stoffe an; dieses Kleid ohne Aermel ließ die des Hemdes sehen, das halb die gerundeten, durch die Sonne gebräunten Arme des Mädchens entblößte.

Eine Ziege und ihre zwei Zickelchen folgten diesem hübschen Mädchen, als es sich auf einen schmalen, abschüssigen Pfad, besät mit rollenden Kieselsteinen, wagte, die das Rinnen der Wasser herbeiführte, welche bei Sturmregen, nachdem sie sich dieses Bett gegraben, in

eine tiefe Schlucht flossen und von da in Cascaden von einer Höhe von zweihundert Fuß hinabfielen.

Der beinahe senkrechte Absturz fand sich nur ein paar Schritte unter dem Bette, wo das Mädchen ging; statt fortwährend auf diesem erschrecklich jähen Abhange niederzusteigen und sich so zu dem Präcipiß zu wenden, hemmte sie auch ihren Gang, um zu ihrer Rechten den querlaufenden Fußpfad, auf welchem Robert stehen geblieben, einzuschlagen.

Plötzlich springen die Zickelchen munter hinter der jungen Person, wollen ihr voraneilen, stoßen sie heftig und verwickeln sich in ihren Beinen; sie verliert das Gleichgewicht, die Kieselsteine rollen unter ihren Füßen, ein falscher Tritt treibt sie vorwärts, sie läßt ihr Bündel los und dieses fällt in die Schlucht, in die sie sich, außer Stande, auf dem beinahe senkrechten Abhange anzuhalten, selbst gezogen fühlt.

Robert, der das arme Kind für verloren hält, gibt einen Schreckensschrei von sich, eilt von dem Fußpfade, auf welchem er steht, vor, klammert sich an einem Felsvorsprunge an und wirft sich in der Schlucht auf die Kniee, in der Hoffnung, so ein Hinderniß gegen den Sturz des durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgerissenen Mädchens zu bilden. Es gelingt Robert; sein zwischen das Präcipiß und sie gestellter Körper hält die junge Person plötzlich auf; sie stolpert, erhebt sich wieder und steigt mit Hülfe einiger Zweige des Gebüsches, welches das Bett begränzt, hinauf und erreicht den querlaufenden Fußpfad; hier steht sie nun mit pochendem Busen, richtet unter dem Kamme ihre blonden Flechten zurecht, an denen noch einige Blumen hingen, und sagt naiv zu Robert:

„Ich danke! ich danke! Zum Glück werde ich mein Bündel unten am Felsen wieder finden.“ Dann, ohne daß ihr regelmäßiges, sanftes, leicht durch die Aufregung geröthetes Gesicht die Angst vor dem Tode verrieth, den

sie von so nahe gesehen, fügte sie, indem sie sich an Robert wandte, bei:

„Nicht wahr, Sie wohnen im Hause von Rousseau?"

„Ja, mein Kind."

„Ich heiße Fanchette und bin von der Nähe von Chavoire; noch einmal danke ich Ihnen sehr. Ich will mein Bündel holen."

Fanchette rief ihre Ziege und die zwei Zickelchen, deren Ungestüm sie beinahe um das Leben gebracht hätte, und die nun friedlich die Blätter einer jungen Buche abfraßen, und sagte mit einem Tone freundschaftlichen Vorwurfs zu den launenhaften Thieren, indem sie sie mit der Hand streichelte: „Oh! die kleinen Narren! die kleinen Narren!" Dann ließ sie dieselben vor sich hergehen und stieg mit leichtem und sicherem Fuße den sich drehenden Pfad hinab.

Robert sah noch mehre Male den hübschen blonden Kopf von Fanchette durch die dichten Gebüsche erscheinen und hörte dann ihre, jedoch durch die Entfernung geschwächte, Stimme von Zeit zu Zeit ihren Zickelchen wiederholen:

„Oh! die kleinen Narren! die kleinen Narren!"

VIII.

Als Robert am andern Abend, nachdem er Fanchette das Leben gerettet, in seine Wohnung zurückkam, fand er auf dem Gesimse von einem seiner Fenster einen schönen mit Kirschen beladenen Zweig und ein Binsenkörbchen voll von Walderdbeeren; an diesen bescheidenen Geschenken errieth er die Dankbarkeit des Mädchens; noch mehrere Male, obgleich er Fanchette seit dem Abenteuer der Schlucht nicht wiedergesehen, gab sie ihm neue Beweise des Andenkens; bald war es eine Honigscheibe, bald ein Ziegenkäse in Blätter von Weinreben gewickelt, bald Früchte, wie sie die Jahreszeit bot. Eines Abends

endlich fand er in dem klaren Bache in der Nähe seiner Wohnung nicht mehr die Wäsche, die er, durch ein paar schwere Steine festgehalten, zurückgelassen hatte; doch er sah sie, als er in das Haus hineinging, auf der Fensterlehne liegen, und zwar ganz sorgfältig gebügelt. Diese beharrlichen Aufmerksamkeiten, welche von einem naiven Zartgefühle und einer innigen Dankbarkeit zeugten, rührten Robert oft bis zu Thränen und milderten die Bitterkeit seines Kummers.

„O mein Sohn!“ sagte er zu sich selbst, „o mein Julian! Du hättest nicht im Tode eine Zuflucht gegen die Schande, gegen die Qualen, gegen die Verzweiflung gesucht, in welche Dich diese entsetzliche Frau, dieses Ungeheuer der Treulosigkeit und der Grausamkeit gestürzt hat, würdest Du bei Deinem Eintritte in das Leben, als ein armer achtzehnjähriger Knabe, eine Seele rein und unschuldig wie die dieses sanften Wesens, dessen Dankbarkeit ein vortreffliches Herz errathen läßt, gefunden haben! O Jean Jacques, Du, der Du vielleicht in dieser Einsamkeit wandeltest, wo ich heute die Ausbrüche, die Klagen, die endlosen Schmerzen Deiner großen, bis auf den Tod durch die Ungerechtigkeit, den Undank und die Bosheit der Menschen verletzten Seele sehe! Jean Jacques! männlicher, erhabener Erzieher der Jugend; Du hast den Emil geschrieben, um die Väter vor den Gefahren einer scheinbaren, lügenhaften und die unvergänglichen Gesetze der Natur umstürzenden Erziehung zu bewahren! Dieses Buch habe ich gelesen . . . als ein Meisterwerk von Kunst und Beredtsamkeit, doch nicht als ein Meisterwerk von praktischer Vernunft! Deine so zarten, so weisen, so tief gesuchten, studirten und gerade in der Wesenheit der Beziehungen, welche zwischen dem Vater und dem Sohne bestehen müssen, gefundenen Lehren, habe ich vernachlässigt.

„Wehe auch mir! es ist gekommen der Tag, wo mein

Sohn gerettet war, hätte er mich geliebt, statt mich zu scheuen! hätte er Vertrauen zu meiner Nachsicht gehabt, statt meine Strenge zu fürchten! hätte er mir sein Herz geöffnet, statt sich einer geheimen Verzweiflung hinzugeben! Doch nein, ich glaubte bis zu einer anscheinenden Unbeugsamkeit den Kummer, den mir sein Fehler verursachte, übertreiben zu müssen! Ich wollte ihm einen Schrecken einjagen bei seinem ersten Schritte auf einem schlimmen Wege; ich schoß über das Ziel hinaus!

„Wehe mir! mein Sohn hat von der väterlichen Gewalt nur die herbe Strenge kennen gelernt; das unglückliche Kind vertraute auch seine Reue nur dem Tode und einem herzzerreißenden Briefe an, in welchem er mir die Ursachen seines Selbstmordes angab.

„Und in dieser Stunde ist Dein Leib ohne Grab, o mein Julian! Vergebens bin ich auf einer gräßlichen, oh! für einen Vater gräßlichen Pilgerfahrt an den Ufern der Rhone von Lyon bis Genf hinaufgestiegen, wo Du Dich in den Fluß gestürzt hattest; vergebens habe ich auf meinem Wege die Uferbewohner befragt, in der Hoffnung, wenigstens Deine Ueberreste wieder aufzufinden! Dieser letzte Trost war mir versagt . . . Deinen Körper hat die Tiefe eines Abgrundes verschlungen.

„Unglückliche Pilgerfahrt! sie hat mich in die Gegend dieser Landschaft geführt; als ich sie, betroffen vom Anblicke dieser durch Jean Jacques unsterblich gemachten Einsamkeit, durchwanderte, sagte ich zu mir:

„„Ich habe die Lehren von einem der größten Geister, welche der Welt zur Ehre gereichten, verachtet; in seiner glühenden Liebe für die Menschheit hatte Jean Jacques den E m i l, das Evangelium der Väter und der Mütter, geschrieben; seine Gesetze befolgend, hätte ich das Glück meines Sohnes gesichert, er wäre der Stolz meines Lebens geworden!!! Aber ach! ich habe Deine Vorschriften mißkannt, o Rousseau! der Tod meines Kindes bestraft mich,

und ich werde meine unselige Verblendung an denselben Orten büßen, wo Du vielleicht über den Emil nachsannst.""

„Und dann, ob ich hier oder anderswo wohne, mir gleichviel! Ich schleppe nun auf den Zufall mein zweckloses Dasein fort; der Aufenthalt in Lyon wäre mir unerträglich. Es liegt also irgend ein verhängnißvoller Zauber in einem unheilbaren Schmerze, da ich mich in das Leben füge? . . . Leben! mein Gott! heißt das leben? jeden Tag einen fieberhaften Schlaf von der Müdigkeit verlangen, die mich lähmt! die Tiefe der Abgründe erforschen, um im Schwindel die vorübergehende Betäubung meiner Leiden zu finden, glücklich, wenn sie zuweilen gemildert werden, wie dies durch die Dankbarkeit des Kindes, das ich vom Tode errettet, geschehen ist! Oh! ja, warum hat mein Julian bei seinem Auftreten im Leben nicht eines von den einfachen, reinen Herzen gefunden, welche nur edle Gedanken, nur edle Handlungen einflößen? Er hätte sich nicht getödtet, er hätte mir nicht den herzzerreißenden Brief geschrieben, den ich alle Tage wieder lese, um meine unerbittliche Strenge zu bestrafen, um die entsetzliche Frau zu verfluchen, die mein Kind zum Selbstmorde getrieben hat!"

Und Robert las wieder und wieder die letzten von der Hand seines Sohnes geschriebenen, halb unter den väterlichen Thränen verwischten Zeilen.

IX.

Robert erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Winters; es drängte ihn, die gelben Blätter unter einem kalten Nebel von den Aesten fallen zu sehen . . . Es drängte ihn, die finstern Wolken durch den Nordwind gejagt den Himmel verdunkeln und den Schnee auf die Ebene und auf die Berge sein weißes Leichentuch werfen zu sehen.

Der Anblick der todten Natur gefällt den trostlosen Herzen; die Herrlichkeiten einer üppigen, durch die Strahlen der Sommersonne vergoldeten, von einem azurblauen Himmel bekränzten Natur reizen den Schmerz wie eine Herausforderung. Eine ewige Trauer erfüllte die Seele dieses verzweifelnden Vaters, und um ihn her war Alles Freude, Grün, Lieder, Wohlgerüche und Licht . . .

Die Zeit der Heuernte war gekommen.

Eines Abends kehrte Robert in sein Haus zurück; nach seiner Gewohnheit die einsamen und abchlüssigen Orte aufsuchend, war er über den Gipfel des Veyrier-Berges gegangen, als er, nachdem er die in die Spalten des Felsgesteins eingewurzelten Tannen- und Buchengehölze durchwandert hatte, zu seinem Erstaunen vor seinen Augen weite Prairien, stellenweise beschattet von Eichen, sich entrollen sah, — eine wahre, zwischen zwei Kegeln verborgene Oase, deren Dasein in einer solchen Höhe man unmöglich ahnen kann, wenn man am Fuße dieses Berges der Straße nach Thones folgt; von diesen Weiden herab erblickt man einen unermeßlichen Horizont und unter sich in einer ungeheuren Tiefe sieht man den See, glänzend wie ein Saphir, eingefaßt von seinen sammetartigen grünen Ufern.

In dem Augenblick, wo Robert zu dieser Oase kam, mähte man ihre von tausend Alpenblumen mit den wechselreichen Farben duftenden Wiesen: Purpurroth, Weiß, Orangegelb, Blau, Lila vermengten ihre Nuancen; die scharfen Gerüche dieser Heuernte erfüllten mit ihrem Balsam die reine Luft, die man auf dem Gipfel der Berge einathmet; die Kühle wurde köstlich; große, bläuliche Schatten überzogen allmälig diese durch die Reflexe der untergehenden Sonne goldglasirten Prairien; Frauen, junge Mädchen mit breiten Strohhüten auf dem Kopfe, mit nackten Armen und Füßen häuften behende, geräuschvoll, munter das Heu in kleinen Schobern auf oder zogen es mit Rechen zusammen; plötzlich ertönte unfern von

den munteren Heumacherinnen der Erntegesang, ein im Chore durch weibliche Stimmen wiederholtes Lied von einer ländlichen Melodie.

Robert sah nun bei der Biegung einer Baumgruppe einen vierräderigen Wagen, gezogen von zwei schönen, silberweißen Kühen, erscheinen; die Milch schwoll ihre rosenfarbigen Euter an; mehrere grüne Buchenzweige beschatteten den Kopf, die Brust und die breiten Seiten dieser zwei friedlichen Thiere und beschützten sie vor den Stichen der Bremsen; dieses Blätterwerk gab dem bäurischen Wagen ein festliches Aussehen; einige blühende Ranken von wilder Waldrebe, die man so häufig in diesem Lande trifft, schaukelten sich auf dem Kopfe der zwei Kühe, hatten sich durch einen anmuthigen Zufall um ihre Hörner gerollt, verschleierten halb ihr verständiges, sanftes Auge und ließen ihre Blüthenbüschel mit dem wohlriechenden Schnee niederfallen; ein Mann in der Kraft des Alters schritt dem Wagen voran und lenkte, zuweilen rückwärts gehend, mit der Stimme und mit der Geberde das Gespann, das er von Zeit zu Zeit mit einem Stabe ohne Treibstachel berührte; mehrere junge Mädchen, worunter Fanchette, standen um den leeren Wagen gruppirt, welcher eine neue Ladung Heu mitnehmen sollte, und sangen im Chore das Erntelied.

Fanchette erkannte Robert, lächelte und rief ihm von ferne zu:

„Ich danke sehr für jenen Abend am Rande der Schlucht .... Sie wissen? Ich danke sehr .... immer ...“

Und sie vereinigte wieder ihre Stimme mit der ihrer Gefährtinnen.

Dieses friedliche, lachende Gemälde contrastirte so grausam mit dem Schmerze von Robert, daß er ungestüm die Wiese verließ und aus den Augen der Mädchen verschwand, deren Gesänge im Gebirge ertönten.

X.

Robert hatte seit dem Abenteuer bei der Schlucht nur einmal Fanchette auf den hohen Weiden der Vernet-Wiesen wieder getroffen. Als er eines Abends durch das Dorf Chavoire bei Einbruch der Nacht ging, sah er sie abermals; das dürftige Haus, das sie mit ihrer Mutter, welche eine Witwe, und mit drei Waisen, die eine nahe Verwandte hinterlassen hatte, bewohnte, lag unfern vom Dorfe, beschattet durch einen riesigen Nußbaum; eine Weinrebe bedeckte mit ihrem Grün die verfallenen Wände und kroch bis zu den moosbedeckten Ziegeln hinauf; ein wie die Piroguen der indianischen Völker ausgehöhlter Baumstamm diente, vor der Thüre stehend, als Behälter für krystallhelles Wasser; Fanchette kam vom Gebirge und löschte sich den Durst nach der ländlichen Sitte aus dem Troge mittelst einer langen, halb unter der Erde verborgenen hölzernen Rinne.

Fanchette setzte sodann neben den hohlen Baumstamm eine große weiße Bütte, und hier badete sie unter schallendem Gelächter und fröhlichen Scherzen in einer durchsichtigen Welle, erwärmt durch die sich darin brechende Sonne, die drei Kinder ihrer verstorbenen Verwandten, alle so hübsch, so weiß, so rosig, daß es reizend war, sie im klaren Wasser spielen und plätschern zu sehen, während Fanchette heiter wie zu ihrem Zickelchen, die ein paar Schritte entfernt von ihr hüpften und sprangen, zu ihnen sagte:

„Ah! die kleinen Narren .... die kleinen Narren ...“

Gerührt von der mütterlichen Fürsorge, welche das Mädchen seinen Kindern angedeihen ließ, blieb Robert stehen und sagte zu ihr:

„Fanchette, ich danke Euch für die Früchte und Blumen, die Ihr jeden Abend auf meine Fenster legt."

„Es ist doch das Wenigste, daß ich mich Ihrer erinnere, da ich ohne Sie todt wäre."

„Ihr liebt wohl sehr diese Kinder?"

„Ich liebe sie so sehr, als ich die meinigen lieben werde, wenn ich habe."

„Ihr gedenkt Euch also auch zu verheirathen, Fanchette?"

„Gewiß, und das Allerheiligenfest wird mein Hochzeittag sein."

„Ihr heirathet Einen aus der Gegend?"

„Nein, mein Verlobter ist nicht von hier; er kam durch Chavoire am Anfange des Winters, er war sehr arm und bat um Arbeit; meine Mutter wies ihn an unsere Nachbarn, welche im Steinbruche dort bei der Pierre-mal-Tournée arbeiten; er war auch den ganzen Winter beschäftigt; am Abend kam er mit uns in den Stall, wo man sich zur Unterhaltung versammelt; er zeigte sich so gut, so sanft, so fleißig, so zuvorkommend gegen Jedermann, daß ihn Alle liebten; ich . . . . ich machte es wie die Andern, und an Allerheiligen werden wir uns heirathen."

„Und wo ist Euer Bräutigam zu dieser Stunde?"

„Ein Mann von Pesay, der dieses Frühjahr hier durchkam, hat ihn angeworben, um in den Bergwerken zu arbeiten, wo er das Doppelte von dem verdient, was er im Steinbruche verdiente; wenn Allerheiligen kommt, wird er auch erspart haben, was wir brauchen, um unsere Haushaltung einzurichten."

„Diese Trennung mußte Euch sehr betrüben?"

„Oh ja, ich habe Anfangs viel geweint, dann bemühte ich mich, vernünftig zu sein, und sagte zu mir: „„Geduld . . . . er wird wieder kommen;"" überdies habe ich, wie Sie sehen, kaum Zeit, mit gekreuzten Armen dazustehen und meiner Betrübniß nachzuhängen, und

dann ist die Arbeit gleichsam ein Zauber, der uns tröstet; zum Glück ist viel zu thun im Hause und auswärts, ohne diese drei lieben Teufelchen zu rechnen, die mich so viel laufen machen, als meine kleinen Ziegen .. Fühle ich aber, daß mir unwillkürlich das Herz zu schwer wird, so küsse ich meine Mutter, und mein Kummer verschwindet."

„Euer Bräutigam ist von Eurem Alter?"

„Ich bin siebenzehn Jahre . . . . er ist bald neunzehn; meine Mutter sagt, man müsse jung heirathen, um frühzeitig große Kinder zu haben, welche einem wacker auf dem Felde helfen; ich finde, meine Mutter hat Recht."

„Neunzehn Jahre!" sprach Robert mit Bitterkeit zu sich selbst; „mein Julian hätte auch bald dieses Alter."

Und die Augen voller Thränen entfernte er sich hastig von Fanchette, welche, die Heiterkeit der kleinen Kinder theilend, wie sie über ihre tollen Scherze lachte.

XI.

Robert bewohnte das Haus von Rousseau seit einigen Monaten, als ein aus Frankreich kommendes, elegantes Reisecoupé, dem ein Fourgon folgte, durch die Stadt Annecy fuhr und vor der Thüre des Hotel de Genève anhielt. Eine junge Frau stieg aus dem Coupé, hinter welchem eine Kammerfrau und ein Kammerdiener saßen; andere Dienstboten hatten ihren Platz in dem nachfolgenden Fourgon.

Der reich galonirte Courier der Fremden war, beauftragt, Postpferde auf dem Wege zu bestellen, eine halbe Stunde vorher im Gasthause angekommen und hatte einige Zimmer für seine Gebieterin, die Marquise d'Alfi, in Bereitschaft setzen lassen. Der Paß dieser Dame enthielt folgendes Signalement:

Namen und Vornamen: Cornelia Giovani, Marquise d'Alfi.
Geburtsort: Venedig.
Alter: sechsundzwanzig Jahre.
Größe: fünf Fuß, zwei Zoll.
Augen: blau.
Haare und Augenbrauen: schwarz.
Stirne: hoch.
Nase: gebogen.
Mund: klein.
Kinn: rund.
Gesicht: oval.
Gesichtsfarbe: weiß.
Besondere Merkmale: ein schwarzes Fleckchen am Mundwinkel.

Die Marquise ließ den Herrn des Gasthofes rufen und fragte ihn, ob er ihr nicht ein meublirtes und am Ufer des Sees liegendes Haus in der Umgegend von Annecy nennen könne; der Wirth antwortete, er werde sich erkundigen; ein paar Tage nachher war die Marquise d'Alfi in einem Landhause, das zum Dorfe Veyrier gehörte, eingerichtet.

Nach der beinahe allgemeinen Gewohnheit des Landes lief eine Gallerie an der ganzen Façade des ersten Stockes hin und stand mit der Wohnung durch die Glasthüre des Salon in Verbindung. Emporrankende Rosenstöcke schmückten die Pfeiler dieser Gallerie, welche an einem ihrer Ende ein grünes Cabinet durch Gitterwerk bildete, das völlig unter den blätterreichen Schößlingen einer Weinrebe verborgen war: von diesem kühlen, für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Winkel aus erblickte man die Ufer des Sees und die benachbarten Berge.

Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, lag die Marquise d'Alfi, welche eine große Vorliebe für die

orientalischen Gebräuche hatte, halb auf mehreren Kissen im Hintergrunde des grünen Cabinets.

Die Frau Marquise d'Alfi war, wie man nach dem in ihrem Passe eingetragenen Signalement hat bemerken können, jung, von einer merkwürdigen Schönheit und von hohem Wuchse; doch diesem unvollständigen Signalement fügen wir bei: schlanker, vollendeter Wuchs, breite Schultern, Füße eines Kindes, Hände würdig einer Madonna von Raphael, gebieterische Haltung des Kopfes, rosige, bei der geringsten Aufregung bebende Nasenflügel, spöttische rothe Lippen, schwarze Augenbrauen, gebogen über großen Augen von jenem Azur, der oft die Farbe des Stahls ist . . . ergreifende Physiognomie, voll Kühnheit und Spott, voll Hochmuth und Ironie.

Cornelia, wenn sie nicht ausging, gefiel sich aus Laune darin, in ihren Kleidern an die orientalische Mode zu erinnern; sie trug an diesem Abend natürliche Blumen von Jasmin und Granatbaum in ihren schönen, auf griechische Weise um ihre kühne Stirne gerollten Haarflechten; ihre, mit weißer Seide gestickte, albanesische Oberweste von orangefarbigem Taffet mit kurzen weiten Aermeln fiel bis auf die Hüften herab und entblößte den Leib von indischer Mousseline, verziert mit silbernen Streifen, welche in den Stoff eingewoben waren.

Fast ganz auf ihren Kissen liegend, einen von ihren Armen unter ihren Kopf zurückgebogen, die Augen halb geschlossen, am Ende ihres reizend geformten Fußes ihren türkischen Pantoffel von silbergesticktem rothem Sammet schaukelnd, betrachtete die Marquise d'Alfi die leichten bläulichen Wolken einer Cigarette von Smyrner Tabak, die sie langsam rauchte.

Faustine, die Kammerfrau und Vertraute von Cornelia, stickte einige Schritte von ihrer Gebieterin sitzend, welche schweigsam und tief in Gedanken versunken fortwährend das Aroma des türkischen Tabaks einathmete; doch nach einigen Augenblicken hob ein langer Seufzer

ihren Busen; sie richtete sich auf, warf ungestüm ihre brennende Cigarette von sich, setzte einen von ihren Ellenbogen auf ihr Knie, stützte ihr Kinn auf die flache Hand und schaute den See und die Berge mit starrem, beinahe finsterem Auge an.

Faustine, als sie den Seufzer ihrer Gebieterin hörte, sah empor und sagte:

„Sie seufzen, gnädige Frau? Ich wußte wohl, Sie würden Ihre schnelle Abreise von Paris, wo man Ihnen so sehr huldigte, wo man Sie so sehr bewunderte, bereuen.“

Die Marquise zuckte die Achseln und blieb stumm.

„Wenn Sie es nicht bereuen, Paris verlassen zu haben, so beklagen Sie es also, daß Ihnen der Herr Graf Christian noch nicht hieher nachgefolgt ist?“

Immer schweigend zuckte die Marquise abermals und auf eine noch mehr bezeichnende Art die Achseln.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ fuhr Faustine fort, „ich bin nur eine alberne Person. In der That, wenn Sie sich nach Paris sehnten, würden Sie nicht auf der Stelle dahin zurückkehren? Wenn Sie die Abwesenheit des Herrn Grafen beklagten, würden Sie ihn nicht in Florenz aufsuchen? Woher kommt dann aber Ihre Betrübniß? Sie langweilen sich in diesem Lande, das Sie jedoch, als Sie im vorigen Jahre durch dasselbe reisten, so sehr verführte, daß Sie vor acht Tagen bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich den Entschluß faßten, einige Zeit hier zu verweilen? Hat sich Ihr Geschmack geändert? Wer hindert Sie denn, nach Italien zurückzukehren? Ihre Paläste in Florenz oder Venedig erwarten Sie. Gott sei Dank, wie Sie oft sagen, gnädige Frau, „„seitdem Sie das Alter der Vernunft haben, ist Ihr Wille, welcher er auch sein mag, immer geschehen!““ Weder Mann, noch Frau, noch Gott, noch Teufel können, wenn Sie etwas wollen, was Menschen möglich ist, verhindern, daß dies in Erfüllung geht!

Sie sind jung, reich, schön, und bei Allem dem Witwe, das heißt frei! Die Welt liegt zu Ihren Füßen! Sobald Sie in einen Salon eintreten, verlassen alle Frauen mit dem Blicke ihre Anbeter und sogar . . . ihre Männer nicht mehr! Es gibt keinen Mann, den Sie nicht wahnsinnig verliebt machen können, und wenn er dies ist, so behandeln Sie ihn als Königin dem Sklaven gegenüber! Dieser arme Herr Graf soll die Prinzessin Orsino tyrannisirt haben, und vor Ihnen zittert er, demüthig, furchtsam, daß man Mitleid bekommt, er, der immer so anmaßend, so hoffärtig! er, bei dem die reizendsten, vornehmsten Damen nach einem Blicke haschten! Sie haben ihn bezaubert; wenn er hier wäre, würden Sie ihn, glaube ich, mit einer Geberde an das Ende der Welt schicken! Sprechen Sie ein Wort, und Sie werden ihn, trotz der ernsten Interessen, die ihn noch in Florenz zurückhalten, herbeieilen sehen! Kurz, gnädige Frau, worüber betrüben Sie sich, da es kein Hinderniß für Ihren Willen gibt?"

„Du täuschest Dich . . . es gibt eines," erwiederte abermals seufzend Cornelia, welche mit einer zerstreuten Miene ihrer Kammerfrau zugehört hatte. „Es gibt eines . . . an dem sich mein Wille bricht."

„Und welches ist dieses Hinderniß, gnädige Frau?"

„Ein Grab!"

„Wie . . . ? ein Grab . . ." versetzte Faustine erstaunt. „Ich bitte, erklären Sie sich, gnädige Frau."

„Schweige doch! es ist genug," sagte ungestüm die Marquise. Und sie versank wieder in ihre Träumereien, welche die Kammerfrau nicht zu unterbrechen wagte.

Die Marquise saß lange nachdenkend, mit gesenktem Kopfe da; plötzlich richtete sie sich auf und sprach:

„Ich werde wahnsinnig, wenn ich so ganze Tage in der Trägheit mit diesem Gedanken bleibe, der mich ver-

zehrt und beherrscht.“ Dann fragte sie ihre Kammerfrau: „Ich habe meine Männerkleider hier?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Hole mir den Gärtner.“

Faustine stand auf, ging hinaus und kam bald mit dem Gärtner zurück.

XII.

Claude, der Gärtner des von der Marquise gemietheten Hauses, erschien auf der Gallerie mit einem ziemlich verlegenen Wesen und machte, seinen breiten Strohhut mit beiden Händen haltend, seinen Bückling, so gut er konnte.

„Claude,“ sagte Cornelia zu ihm, „ich möchte gern auf den Bergen der Gegend umherlaufen.“

„Frau Marquise, das ist sehr schwierig; die Wege sind so schlecht, daß man darauf beinahe nicht fortkommen kann. Man muß immer am Rande der Schluchten hingehen, und oft gelangt man zu jähen Abstürzen. Ah! wenn die Frau Marquise wüßte, was für Abstürze das sind!“

„Ich will es wissen. Sage mir, wie heißt der Berg, dessen Spitze immer in den Wolken steckt . . . und auf den kürzlich Schnee gefallen ist, obgleich wir kaum im September sind!“

„Dieser Berg, gnädige Frau, heißt die Tournette.“

„Dorthin will ich hauptsächlich gehen.“

„Ah! mein Gott!“ rief der Gärtner, der ganz erschrocken die Hände faltete, „ist es möglich!“

„Was habt Ihr, Claude?“

„Die Tournette besteigen, gnädige Frau!“ sagte der gute Mann, während er abermals die Hände faltete. „Ah! die Tournette!“

„Allerdings.“

„Aber Frau Marquise, es sind im Dorfe keine zehn Männer, welche den Muth gehabt haben, zur Spitze der Tournette hinaufzusteigen, und es pflegen doch beinahe alle Leute von Veyrier an den gefährlichsten Orten ins Holz zu gehen. Doch bei der Tournette . . . da sind Abstürze über Abstürze; man muß sogar in dieser Jahreszeit auf Abhängen gehen, welche mit Schnee und Eis bedeckt sind, und läßt einen der Kopf oder der Fuß einen Augenblick im Stiche, so ist man verloren."

„Oh! oh! das entzückt mich . . . Claude, wo werde ich einen Führer finden?"

„Wie, Frau Marquise, Sie wollen?"

„Claude, wo werde ich einen Führer finden?"

„Wünscht die gnädige Frau durchaus auf den Bergen umherzulaufen, so könnte sie keinen bessern Führer haben, als den Mann vom Hause von Rousseau, vorausgesetzt, daß er einwilligt . . ."

„Er wird einwilligen . . . Wer ist dieser Mann?"

„Ein armer Teufel mit grauem Barte, den man aus Barmherzigkeit in dem alten Gemäuer wohnen läßt; er läuft vom Morgen bis zum Abend im Gebirge umher und geht oft zu Stellen, wohin sich die Kühnsten vor ihm nicht gewagt haben."

„Das ist der Führer, den ich brauche. Benachrichtige ihn heute Abend, damit er morgen früh meine Befehle hier einholt; ich werde ihm so viel bezahlen, als er haben will."

„Das Schwierige, gnädige Frau, ist, ihn aufzufinden; er geht vor Tagesanbruch aus und kommt meistens erst sehr spät zurück; doch ich werde morgen früh zwischen zwei und drei Uhr nach dem Hause von Rousseau gehen, und wenn ich unsern Mann diesmal nicht treffe, so kehre ich morgen Abend zu ihm zurück. Nur steigen Sie um Gotteswillen nicht auf die Tournette, Frau Marquise; es gibt noch viele andere Berge, die man besuchen kann, ohne diesen."

„Ich will durchaus, daß der Führer morgen früh hier ist."

„Gnädige Frau, ich werde mir alle mögliche Mühe geben," erwiederte Claude. Und er ging ab.

„Frau Marquise, ich weiß wohl, daß es unnütz ist, sich die leichteste Bemerkung zu erlauben, wenn Sie etwas beschlossen haben," sprach Faustine mit einem Ausdrucke des Erstaunens und der Besorgniß, nach dem Abgange des Gärtners; „ich kann mich jedoch der Angst nicht erwehren, wenn ich an die Gefahren denke, denen Sie sich aussetzen wollen, und ich bitte Sie inständig . . ."

„Zünde mir eine Cigarre an," erwiederte die Marquise, während sie sich auf ihre Kissen zurücklegte, „und sorge dafür, daß meine Männerkleider morgen früh bereit sind."

XIII.

Claude begab sich nach dem Auftrage der Marquise d'Alfi vor Tagesanbruch zum Hause von Rousseau; er fand hier Robert bereit, seine gewöhnlichen Wanderungen wieder anzutreten.

„Mein Braver," sagte Claude zu ihm, „wollt Ihr ein paar gute Tagelöhne verdienen?"

„Wer seid Ihr, mein Freund?"

„Ich bin der Gärtner des in Veyrier von der Frau Marquise Cornelia d'Alfi, welche mich zu Euch schickt, gemietheten Hauses."

Bei diesen Worten entfiel der lange Reisestock, den Robert schon ergriffen hatte, seinen Händen: er wurde leichenbleich, zitterte an allen Gliedern und war genöthigt, sich auf den Sturz der Thüre, auf deren Schwelle er stand, zu stützen; die kaum anbrechende Morgendämmerung hatte die Finsterniß der Nacht noch nicht zer-

streut; Claude bemerkte nicht die plötzliche Veränderung der Züge des Bewohners vom Hause von Rousseau und fügte bei:

„Ihr antwortet mir nicht, mein braver Mann? Ich biete Euch doch eine schöne Gelegenheit, ein paar Tagelöhne zu verdienen! Diese Dame ist sehr freigebig, sie möchte gern unser Gebirge durchwandern und hat einen Führer von mir verlangt . . . da dachte ich an Euch, der Ihr Eure Zeit damit zubringt, daß Ihr im Lande umherlauft, wie eine wahre Gemse."

„Mein Gott!" murmelte Robert, während er sich in sein noch von der Dunkelheit erfülltes Zimmer zurückwarf und sein bleiches Gesicht in seinen Händen verbarg, „sie! sie!"

„Ihr erholt Euch nicht von Eurem Erstaunen, mein braver Mann, ich auch nicht, denn das ist nicht zu glauben! Eine schöne Dame, eine Marquise, will auf den Bergen umherklettern, wie unsere Weiber, die ins Holz oder ins Gras gehen; doch was wollt Ihr? das ist ihre Idee . . . Ich habe sie indessen darauf aufmerksam gemacht, daß solche Wanderungen, wenn man nicht daran gewöhnt ist, sehr gefährlich sind, denn man läuft am Ende Gefahr, in einen Abgrund zu fallen und seine Knochen dort zu lassen . . . Aber. . ."

Claude wurde unterbrochen durch einen plötzlichen Ausruf von Robert, dessen Ton so seltsam war, daß der Gärtner einen Augenblick schwieg; dann aber fuhr dieser fort:

„Ihr habt mir bange gemacht. Was für einen Schrei stießet Ihr da aus? Was habt Ihr denn, mein Braver? Ah! ich verstehe, Ihr bebt, weil Ihr bedenkt, welchen Gefahren sich diese Frau aussetzt, wenn sie halsstarrig bei ihrem Willen, das Gebirge zu durchlaufen, beharrt? Es ist wohl Grund vorhanden, zu zittern! Hat sie sich nicht einfallen lassen, auf die Tournette gehen zu wollen? Ist das glaublich? Muß man hiezu nicht den

Teufel im Leibe haben? Uebrigens wird sie Euch eher glauben als mir, Euch, der Ihr ihr Führer sein werdet, und Ihr werdet es vielleicht dahin bringen, daß sie auf eine solche Tollheit verzichtet! Doch der Tag bricht an . . . Wollt Ihr mit mir kommen? Die Frau Marquise hat mir gesagt, ich soll Euch zurückbringen."

Der Tag brach in der That an; die hohen Gipfel des Semenoz hoben unbestimmt ihre schwarzen Massen von der Durchsichtigkeit des dämmernden Himmels ab; der bis dahin in den großen Schatten, welche die Berge auf die Ebene warfen, beinahe verlorene See erschien wie eine bläuliche Fläche; ein kühler Wind, der Vorläufer des Sonnenaufgangs, bewegte schwach die vom nächtlichen Thau benetzten Bäume und führte die durchdringenden Gerüche des noch auf den Wiesen aufgehäuften Heus herbei.

Es gelang Robert, seine bitteren Empfindungen zu beherrschen, während der Gärtner sprach, und als dieser bei der ersten Helle der Morgendämmerung seine Gesichtszüge unterscheiden konnte, bemerkte er darin weder Aufregung, noch Unruhe, und er sagte:

„Nun, werdet Ihr mich zu der Frau Marquise begleiten? Sie will heute schon ihre Wanderungen beginnen."

„Mein Freund, wie alt ist diese Dame?"

„Das ist bei meiner Treue eine drollige Frage!" versetzte Claude lachend. „Habt Ihr bange, die Frau Marquise könnte Euch im Gebirge wider Euren Willen umarmen wollen?"

„Ich frage nach dem Alter dieser Dame, um zu wissen, ob sie im Stande ist, lange Wanderungen zu unternehmen und den Strapazen zu trotzen."

„Oh! was das betrifft, seid unbesorgt; ihr Alter wird sie nicht verhindern, gut zu marschiren; sie muß höchstens fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre zäh-

len; für eine Frau ist sie sehr groß, und gewachsen ist sie, daß man ihren Leib in den zehn Fingern halten kann, und dabei schön! schön zum Blenden! Ihre Augen sind blau und ihre Haare schwarz! Das ist selten!"

„Kein Zweifel . . . sie ist es . . ." sprach Robert.

Dann fügte er laut bei:

„Und diese Dame ist allein in Veyrier?"

„Ja, für den Augenblick."

„Sie erwartet also Jemand?"

„Ich habe die Dienstboten sagen hören, der Herr Graf Christian, ein Freund der Marquise, müsse bald zu ihr kommen."

„Er auch!" dachte Robert.

Und er sagte:

„Ich mache diese Fragen an Euch, mein Freund, weil es mir ziemlich seltsam dünkt, daß sich eine junge Dame einem Führer anvertraut, den sie nicht kennt."

„Sie kennt Euch insofern, als ich ihr gesagt habe, Ihr seyd ein wackerer Mann und Ihr habet einen grauen Bart. Ah! sprecht, ist das entschieden? ja oder nein? folgt Ihr mir?"

„Heute nicht."

„Warum nicht."

„Weil es mir unmöglich ist . . . Doch morgen früh werde ich in Veyrier sein, bereit, diese Dame zu führen, wohin sie will."

„Ich hoffe, nicht auf die Tournette!"

„Ihr mögt Euch hierüber beruhigen."

„Ihr könnt also heute nicht mit mir kommen?"

„Nein."

„Das ist Schade, morgen ist vielleicht die Laune der Frau Marquise vergangen und Ihr habt einen guten Gewinn verloren. Morgen also, darauf kann ich mich verlassen?"

„Ja,"

„Ihr braucht im Dorfe nur nach dem von der Marquise gemietheten Hause zu fragen, und Jedermann wird es Euch zeigen. Es sind auf dem Dache vier blecherne Wetterfahnen, die Ihr von der Straße aus sehen könnt.“

„Ich werde das Haus wohl erkennen . . . Ich danke Euch, mein Freund, daß Ihr an mich gedacht habt. . . . Morgen früh bin ich in Veyrier zu den Befehlen dieser Dame.“

„Morgen also,“ versetzte Claude, und er verließ das Haus von Rousseau.

XIV.

Robert schien nach dem Abgange des Gärtners von einem Schwindel befallen zu werden. Das Licht des Tages, das immer heller strahlte, wurde ihm unerträglich; er sprang in den kleinen Keller, der an der Ecke des ersten Zimmers gegraben war, und hier legte er sich mit dem platten Bauche auf den Felsen, mitten unter Schutt, schloß die Augen, preßte seine ungepflegten Haare in seinen Händen, gab ein krampfhaftes Schluchzen von sich und rief mit einer stockenden Stimme:

„Mein Sohn! mein Julian! sie ist hier! Mein armes Kind! sie ist hier, diese Frau, dieses Ungeheuer, das Deinen Tod verursacht hat! Oh! meine Wunden brechen wieder auf und mein Vaterherz blutet aufs Neue! Sie ist hier! sie erwartet ihren Mitschuldigen! den anderen Henker! Mein Gott! . . . wie soll ich mich beherrschen, wenn ich dieses Geschöpf sehe! Ich werde das nicht im Stande sein, sie wird sogleich errathen, daß ich der Vater ihres Opfers bin! Sie kennt mich nicht, und ich bin dennoch fest überzeugt, erschrocken bei meinem Anblick . . . ruft sie: „Zu Hülfe! . . . „Soll ich sie mit Messerstichen tödten? Ich werde es nie wa-

gen! Das Blut! oh! das Blut! . . . Und sie haben doch Dich getödtet, mein armes Kind; und den Mörder, der nur einmal getödtet hat, tödtet man auch . . . Und sie haben Dich tausend Tode erdulden lassen! Das Gesetz bestraft diese lachenden, eitlen, wohlriechenden Mörder nicht! Ich werde sie bestrafen, diese Henker! Gott wirft Euch auf meinen Weg . . . und nun werde ich Euer Henker sein! Doch bis dahin soll ich mich verstellen! ich soll den Abscheu überwinden, den mir dieses Ungeheuer einflößt? . . . Das ist unmöglich! unmöglich? Oh! elender Vater! feiger Vater! Du weinst! . . . Du kannst nur weinen und Deinen Schmerz . . . betäubst Du noch, indem Du den Schwindel an den Abgründen suchst, oder indem Du Dich abmattest, um die Vergessenheit im Schlafe zu finden. Doch Dein Sohn? Dein Sohn? sein Leib liegt unbegraben in irgend einem Schlunde der Rhone! Dieser Mann und diese Frau, die den Unglücklichen zum Selbstmorde angetrieben haben, Gott schickt sie Dir und das Blut macht Dir bange . . . Wohl denn! nein, kein Blut! Warum Blut? Haben Sie nicht mein Kind getödtet, ohne es bluten zu lassen? Ruhe . . . wir wollen vernünftig überlegen . . . Diese Frau ist hier . . . unter meiner Hand! Sie erwartet ihren Mitschuldigen! Sie kennen mich nicht: sie werden mir nicht mißtrauen; sie wollen im Gebirge umherwandern . . . ich werde sie führen . . . oh! ich weiß wohl, wohin . . Ich werde sie führen! . . . Dort werde ich allein mit Beiden zwischen dem Himmel und dem Abgrunde sein!! Eine Bewegung . . . und vom Felsen herab sehe ich ihre zwei Körper im Raume kreiseln . . . Ha! ha! ha!" fügte Robert mit einem krampfhaften, wahnsinnigen Gelächter bei; „er ist so tief, dieser Abgrund, den ich kenne, daß, ehe sie sich darin zerschmettern, ihre ins Unabsehbare geschleuderten Leiber mir kaum von der Größe eines neugeborenen Kindes zu sein scheinen werden. Ja, ja, so

rasch auch ihr Sturz sein mag, der Abgrund ist von einer Tiefe, daß sie Zeit genug haben, um sich fallen zu sehen! Entsetzliche Strafe! . . . Und dann werde ich ihnen nachfolgen!! Doch diese Rache, um sie zu sichern, muß ich ein paar Tage, einen Monat vielleicht warten, mich verstellen! Mein Gott! mein Gott! Ist das möglich? Ich soll dieser Frau ins Gesicht schauen, ich soll ihre Stimme hören und mir sagen: Diese Augen, diese Stimme haben mein Kind bezaubert! Auf diesem verhängnißvoll schönen Gesichte hat es sein Todesurtheil gelesen! Dies mir sagen und ruhig bleiben vor dem Ungeheuer! Es nicht erwürgen mit meinen Händen! es nicht zertreten unter meinen Füßen wie eine Schlange! Werde ich mich zurückhalten können? Und ich sage, das Blut mache mir bange! Das ist nicht wahr! . . . das ist nicht wahr! . . . In diesem Augenblick, wenn sie da wäre, würde ich ihr Blut mit einer wilden Freude fließen sehen . . . Doch . . . diese Frau tödten . . . das ist für mich das Schaffot! Nun wohl! ja, das Schaffot! Aber ein schwaches, wehrloses Geschöpf erwürgen, nein, nie! . . . Die andere Rache also! Sie zuerst . . . und ich hernach. Und wenn ich das Entsetzen, das mir der Anblick dieser Frau einflößt, nicht überwinden kann? Was dann thun? Oh! der Kopf wird mir toll . . . . ich werde wahnsinnig . . . . Meine Stirne zerspringt! Licht! Luft! Raum!“

Und von einem wüthenden Schwindel erfaßt, stürzte dieser Unglückliche aus dem Keller, verließ das Haus von Rousseau mit irrem Auge, leichenbleichem, erschrecklichem Gesichte, stieg keuchend einen jähen Fußpfad durch den Wald von Veyrier hinauf, kam auf das Hochplateau, von wo aus man ein herrliches Panorama genießt, schritt über dasselbe hin, erreichte einen schmalen, mit Kieselsteinen besäten, sich an den Flanken des Berges hinschlängelnden, gefahrvollen Weg, gelangte, von Fels zu Fels kletternd, zu den Vernet-Wiesen, ließ diese köstliche grüne

Oase hinter sich, verfolgte seinen tollen Lauf immer weiter hinauf und betrat einen Pfad, auf dem kaum fortzukommen war, mitten unter Felsen und Gehölzen, welche den Veyrier-Berg jenseits des Sees bekränzend, die Straße nach Thones und das reizende Thal von Naves beherrschen, wo der Fier, ein brausender Gebirgsstrom, sein Bett gegraben hat.

Robert, indem er sich zu diesen Regionen erhob, fühlte seine Lunge sich erweitern, die Pulsadern seiner Schläfe schlagen, um zu bersten, seine Ohren dumpf summen. . . Einer Art von Trunkenheit preisgegeben, glaubte er den unermeßlichen Horizont, den er umfaßte, Wiesen, Wälder, Brachfelder, Dörfer, Ströme, Hügel und Thäler, sich zu seinen Füßen im leeren Raume drehen zu sehen: die Berge, die er unter sich erblickte, schienen einzusinken und entblößten vor seinen Augen andere Gipfel, welche, ebenfalls sich abplattend, neue Anhöhen enthüllten, dann wieder andere und immer so fort, je höher er hinaufstieg; als er hernach auf den Kamm des Veyrier-Berges kam, wo die Vegetation in einem Chaos von grauen, von Spalten und natürlichen Schachten durchschnittenen, Felsen verschwindet, fiel Robert gelähmt, vernichtet nieder, athmete aber durch alle Poren die scharfe, dünne, durch den Nordwind, welcher mit aller Gewalt wehte, beinahe eisig gewordene Luft ein. Der Eindruck der Kälte besänftigte die Entzündung seines Blutes, die ungeordneten Schläge seines Herzens regelten sich, und auf die Entfesselung seiner Lebensgeister folgte allmählig eine Art von Ruhe.

Robert erhob sich nun von der Stelle, wo er erschöpft niedergesunken war, und trat mit festem Schritte auf den Rand des hohen Berges vor, der beinahe senkrecht auf der Seite des Sees ist, welchen der Blick von diesem Orte aus in seiner ganzen Ausdehnung von Annecy bis Talloires umfaßt. Fast an der Base des Veyrier-Berges erschien endlich das Dorf Veyrier in einer ungeheuren

Tiefe; das von der Marquise d'Alsi bewohnte Haus zeichnete sich durch seine vier blechernen Wetterfahnen aus, welche in der Ferne wie funkelnde Flittern glänzten. Robert erkannte es, und auf dem Gipfel dieses zwei bis dreitausend Fuß hohen Felsens stehend, betrachtete er lange die Wohnung von Cornelia; dann nach, einer Geberde des Fluchs, zog er eine Brieftasche aus seinem Busen und las den letzten Brief seines Sohnes, einen Brief, den er hundertmal gelesen und hundertmal mit väterlichen Thränen benetzt hatte:

„Genf, um 7 Uhr Abends.

„Mein Vater,

„Verzeihen Sie mir den Kummer, den ich Ihnen bereiten muß: Sie werden meinen Tod weniger beklagen, als meine Schande.

„Erfahren Sie die Ursache meiner Schande, erfahren Sie die Ursache meines Todes.

„Nachdem Sie mich nach Genf berufen, von wo Sie heute Morgen abgereist sind, befehlen Sie mir, Ihnen nach Lyon zu folgen, wo Sie mich erwarten. — Mein Vater, ich wäre nicht im Stande, Ihnen zu folgen; mein Blut verwandelt sich in Eis nur bei dem Gedanken an den furchtbaren, gerechten Empfang, der mir vorbehalten ist.

„Wenn Sie diesen Brief gelesen haben, werden Sie mich vielleicht beklagen, statt mich zu verfluchen!

„Sie wissen die Wahrheit nur halb . . . vernehmen Sie dieselbe ganz. . . Sie haben einst oft meine Aufrichtigkeit gerühmt, warum sollte ich in meiner letzten Stunde lügen?"

„Vor ungefähr sechs Wochen, wenige Tage nach Ihrer Abreise nach Genf, wurde ich von meinem Patron zu einer von seinen Kundinnen, der Frau Marquise d'Alsi, geschickt. Als ich zum ersten Male zu dieser Dame

kam, empfing sie mich auf das Freundlichste, trotz meines niedrigen Standes; ich war ebenso erstaunt über ihre Güte, als gerührt von ihrem Wohlwollen. Sie wohnte mit einem von ihren Freunden, dem Herrn Grafen Christian, einem Bruder für sie, wie mir Beide später sagten, zusammen; er zeigte sich auch gleich von Anfang an gegen mich von einer beinahe liebevollen Herzlichkeit; auf die Verwunderung, die bei mir dieser unerwartete Empfang zur Folge hatte, antwortete der Herr Graf, er gebe immer seinen sympathischen oder antipathischen Eindrücken nach, und obgleich er mich nicht kenne, fühle er doch ein Interesse für mich; ich glaubte ihm; in welcher Absicht hätte er mich täuschen sollen?

„Die außerordentliche Schönheit der Frau Marquise d'Alsi brachte, ich muß es gestehen, mein Vater, einen tiefen Eindruck auf mich hervor; in meiner Unruhe hörte ich nichts, sah ich nichts, konnte ich kaum ein paar Worte stammeln; die Frau Marquise hatte Mitleid mit meiner Verlegenheit, und ihre Nachsicht, die Sanftheit ihrer Stimme und ihres Blickes verdoppelten meine Verwirrung; die Dringlichkeit, mit der sie und der Herr Graf Christian mich aufforderten, sie häufig zu besuchen, damit wir uns von den Interessen unterhalten könnten, mit denen mich mein Patron beauftragen würde, verdrehten mir vollends den Kopf, als ich, vom Herrn Grafen bis auf die Freitreppe begleitet, wegging und in den Wagen stieg, der mich auf Befehl dieser Dame nach Lyon zurückführen sollte, hielt ich mich auch für das Spielzeug eines Traumes; ich fragte mich, unter welchem Titel ein armer Notarsschreiber eine solche Auszeichnung erhalten habe.

„Am Abend, da ich mit Ihnen speiste, mein Vater, war ich befangen, und zugleich glücklich und gepeinigt; mein Herz schnürte sich zusammen, mein Abenteuer am Morgen schien mir unerklärlich, beinahe beunruhigend; ich hatte Lust, zu weinen und gab mir noch nicht Rechenschaft von

meinen Gefühlen für die Marquise d'Alfi; ich ahnete indessen unbestimmt eine Gefahr. Mitten unter meinen Verlegenheiten kam mir der Gedanke, Ihnen Alles anzuvertrauen; doch ich hatte eine solche Ehrfurcht gegen Sie, daß ich zauderte; ich war vielleicht im Begriffe, meiner guten Eingebung zu folgen, als eine strenge Bemerkung von Ihrer Seite über meine Zerstreutheit, die Ihnen nicht entgehen konnte, mein Geständniß auf meinen Lippen zurückhielt.

„An diesem Abend setzten Sie mich von Ihrer nahe bevorstehenden Abreise nach Genf in Kenntniß. Ihre Abwesenheit unter diesen Umständen, das schwöre ich Ihnen, mein Vater, erschreckte mich Anfangs. . . Ich sah mich allein, ohne Rath, ohne Stütze, in dem Augenblick, wo ich es ohne Zweifel nöthig hätte, durch die Wachsamkeit Ihrer väterlichen Gewalt beschirmt zu werden; auf diese erste Bewegung, ich verberge es Ihnen nicht, folgte die Freude, daß ich nicht mehr vor Ihnen zu erröthen, zu zittern, zu schweigen hatte, in Betreff eines Geheimnisses, das mein Mangel an Offenherzigkeit oder an Muth Ihnen zu enthüllen mich verhinderte.

„Am Tage Ihrer Abreise riefen Sie mich in Ihr Zimmer; Ihre Ermahnungen über meine Pflichten während Ihrer Abwesenheit waren ernst, streng, wie Ihr Abschied; bis zu diesem Augenblicke hatte ich Sie nie verlassen: ich warf mich in Thränen zerfließend in Ihre Arme, ich konnte mich nicht von Ihnen losmachen; meine Gemüthsbewegung ergriff auch Sie, Sie preßten mich stark an Ihre Brust und sagten mit einem Tone voll von Zärtlichkeit und Hingebung, den ich nie in Ihrer Stimme bemerkt hatte:

„„Liebes . . . liebes Kind . . . betrübe Dich nicht so! . . .““

„O mein Vater! diese Worte, ihr Ausdruck, die Thränen, die Ihre Augen füllten, Ihre Umarmung, dieses Duzen, welches Sie das erste Mal in meinem

Leben mir gönnten, erschütterten mich bis in die Tiefe meines Herzens; ich fühlte mich gerettet!! Entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen, rief ich:

„„Ich flehe Dich an . . . reise nicht ab . . .““

„Bei diesem vertraulichen Duzen, dem einzigen, das ich mir je gegen Sie erlaubt habe, mein Vater, bei diesem durch das Ihrige hervorgerufene Duzen wurden Ihre Züge wieder trübe, unzufrieden; ich sah ein, daß ich die Achtung gegen Sie verletzt hatte, wagte es nicht mehr, Sie anzuschauen, wich abermals vor einem Geständnisse zurück, und als Sie mich verließen, sagten Sie zu mir:

„„Julian, vergeßt meine Ermahnungen und meine Befehle nicht; Euer Benehmen, ich bezweifle es nicht, wird während meiner Abwesenheit so sein, wie es sein soll; ich hoffe, ich werde bei meiner Rückkehr nicht zu strafen haben. Lebet wohl, mein Sohn!““

„Sie sind abgereist und ich bin allein geblieben; glauben Sie nicht, ich habe Sie der Unempfindlichkeit, der Härte beschuldigt; oh! nein, gerade in meinem Interesse glaubten Sie den Erguß Ihrer Zärtlichkeit zurückdrängen und unter einem Ehrfurcht gebietenden Aeußern verschleiern zu müssen, um unter uns eine in Ihren Augen gefährliche Vertraulichkeit zu vermeiden. Endlich . . . und hier machen die Scham und die Gewissensbisse meine Hand zittern, endlich, im Augenblicke Ihrer Abreise, gaben Sie mir einen Beweis von Werthschätzung und Vertrauen, indem Sie mich beauftragten, für Sie eine Summe Geldes zu erheben . . .

XV.

„Ich werde die Grenzen der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, mein Vater, nicht dadurch verletzen, daß ich in lange

Einzelnheiten über meine unselige Liebe eingehe; erlauben Sie mir jedoch, Sie von den Thatsachen zu unterrichten, welche meine Schande verursacht haben und meinen Tod verursachen werden.

„Herr meiner Abende nach Ihrer Abreise, ging ich oft zu der Marquise d'Alfi; ich verliebte mich wahnsinnig in sie, ohne daß ich es ihr zu sagen wagte; ihre Freundlichkeit gegen mich schien jeden Tag zuzunehmen; es gelang ihr, meine Schüchternheit zu überwinden und mich immer zutraulicher zu machen. Ach! konnte es anders sein? Sie befragte mich mit einer so rührenden Theilnahme über meine erste Jugend, über Sie, mein Vater, über meine Mutter, die ich immer grausam beklagte, über meine Pläne für die Zukunft! Da erzählte ich ihr von meinem Leben, welches demüthig, arbeitsam und einfach, wie es meine Zukunft sein sollte; ich fand einen großen Reiz darin, mich so ergießen zu dürfen. Die Marquise schüchterte mich nicht mehr in einem Grade ein, daß eine unüberwindliche Unruhe sich meines Geistes bemächtigt hielt; ich wunderte mich, daß ich zuweilen lange Stunden mit ihr plaudern konnte; wenn Sie übrigens wüßten, wie anziehend ihre Conversation war! Sie besaß eine, ich glaube bei einer Frau, seltene Bildung; sie stellte oft Fragen der hohen Moral an mich, ich antwortete nach Ihren Lehren, mein Vater, und die Marquise lobte mich über meine Antworten mit so viel Zartgefühl, daß sie mir nicht den Stolz, sondern den Wunsch, ihre Lobeserhebungen besser zu verdienen, eingab. Ein ander Mal machte sie Musik. Das Wenige, was ich hievon weiß, erlaubte mir doch das ausgezeichnete Talent, die bewunderungswürdige Stimme der Marquise d'Alfi anzustaunen; obgleich Venetianerin, zog sie die deutsche Musik vor, Mozart besonders, und wenn sie Mozart sang . . .

„Verzeihen Sie, mein Vater, ärgern Sie sich nicht über diese Details . . . Ach! ich bin wahnsinnig gewor-

den, und ich muß Ihnen mittheilen, was diese Tollheit verursacht hat . . . Was soll ich Ihnen sagen? Nach solchen Abenden, wo die Marquise mich abwechselnd durch ihre Schönheit geblendet, durch ihren Geist und ihre Talente bezaubert hatte, ging ich berauschter als je weg; so groß war meine Verblendung, daß ich mich am Ende überredete, gerührt von meiner Jugend, interessire sich die Marquise aufrichtig für mich; dieses Interesse wollte ich nicht durch das Geständniß einer Liebe, welche nicht minder närrisch, als lächerlich war, gefährden, und dann fühlte ich mich so glücklich. Wie sehr war ich erstaunt, daß ich diese süßen Beziehungen, welche mich besser zu machen, in mir das Gefühl des Schönen, des Gerechten, des Guten zu verdoppeln schienen, gefürchtet hatte!

„Oh! glauben Sie mir, mein Vater, ich hatte damals noch nicht einen einzigen Gedanken, der Ihnen anvertraut zu werden unwürdig gewesen wäre! Dies war meine Lage bei der Frau Marquise d'Alfi, als eines Tags der Graf Christian zu mir sagte:

„„Mein lieber Julian, Sie kennen meine Offenherzigkeit, ich appellire an die Ihrige. Meine Schwester (er nannte so die Marquise), meine Schwester liebt Sie, lieben Sie auch meine Schwester? Und wenn Sie sie lieben, fühlen Sie sich fähig, ihr Glück zu machen?““

„Ich blieb stumm und versteinert, denn ich konnte nicht an das, was ich hörte, glauben. In diesem Augenblick trat die Marquise ein, und der Graf sprach zu ihr:

„„Cornelia, ich habe so eben Julian eröffnet, daß Sie ihn lieben . . . Er kann oder will mir nicht glauben, und er antwortet mir nicht, wenn ich ihn frage, ob er Sie ebenfalls liebe.““

„„Christian,““ erwiederte lächelnd die Marquise, „„Sie sind indiscret, und überdies, selbst wenn ich Julian lieben würde, ist das ein Grund, daß er mein Gefühl theilt? Wüßte er nicht, wenn dem so wäre, mir seine

Zuneigung zu beweisen? Es gibt so viele Arten, seine Liebe zu bezeigen!""

„Nach diesen Worten ging die Marquise rasch hinaus, und ich sah sie an demselben Abend nicht wieder.

XVI.

„Von dem Augenblick an, wo das Wort Liebe zwischen mir und der Marquise d'Alfi ausgesprochen war, kannte ich nur Abwechselungen von himmlischer Freude und entsetzlichem Schmerz; bald sagte sie mir, zärtlicher, bezaubernder als je, sie liebe mich, und dann hatte ich den Himmel in der Seele; bald im Gegentheil höhnisch und hoffärtig, fragte sie mich, ob ich so einfältig und frech sei, daß ich glaube, eine Frau wie sie könne bis zu mir herabsteigen . . . Der Verzweiflung preisgegeben, unfähig, mein Schluchzen zu ersticken, wollte ich mich dann entfernen! doch ein Wort, ein Blick der Marquise führte mich wieder zu ihren Füßen zurück; es gelang ihr, mich zu überreden, ihr ungestümes Wesen, ihre Geringschätzung, ihre Launen haben keine andere Ursache, als die Heftigkeit einer Liebe, die sie beherrsche, und gegen welche sie oft sich empöre, befürchtend, in mir nicht alle Garantien eines wünschenswerthen Glückes zu finden; so zwischen der Hoffnung und der Verzweiflung schwebend, empfand ich jeden Tag neue Freuden oder neue Qualen, mit solcher Natürlichkeit wußte die Marquise diese so heftig entgegengesetzten Eindrücke zu spielen, welche, wie sie sagte, ihr Leben zerrütteten. Oft behauptete sie, ich liebe sie nicht; dann sagte der Graf Christian, sie täusche sich, ich sei im Stande, meine Liebe zu beweisen, und er schlug mir vor, dies durch die bizarrsten Proben von Zuneigung darzuthun, denen ich mich mit wahrer Wonne unterwarf, genug verblendet, um die bittere Lächerlichkeit, mit der ich mich bedeckte, nicht wahrzunehmen; nein, in

diesen oft grotesken Proben sah ich nur einen Anlaß der Marquise, meine Ergebenheit für sie zu zeigen, und diesen Anlaß ergriff ich mit Entzücken.

„Verzeihen Sie, mein Vater, daß ich in einem so ernsten Augenblicke bei Kindereien verweile; sie werden Sie vor Mitleid lächeln machen. Doch, ach! diese Einzelnheiten können Ihnen allein die Tiefe meiner Verblendung und auch die Tiefe meiner Verzweiflung, als sich meine Augen öffneten, erklären.

„So sprach der Herr Graf zu seiner Schwester (er nannte die Marquise in meiner Gegenwart nie anders): „„Sie sagen mir, Julian liebe Sie nicht? . . . Befehlen Sie ihm, aus Liebe für Sie vom Feuer des Kamins eine glühende Kohle zu nehmen und sie in seiner Hand zu halten, Sie sollen sehen, daß er sich beeifern wird, Ihnen zu gehorchen . . . Sie sagen, Julian liebe Sie nicht? Befehlen Sie ihm bei dem abscheulichen Wetter, das heute Abend herrscht, aus Liebe für Sie nach dem eine Meile von hier entfernt liegenden Dorfe Monteil zu gehen, eine weiße Taube für Sie zu holen und sie Ihnen lebendig zurückzubringen!““

„Genug hievon, mein Vater, ich werde nicht länger bei diesen Einzelnheiten verweilen; sie sind, ich wiederhole es, bitter lächerlich. Brauche ich beizufügen, daß ich die glühende Kohle in meine Hand nahm! Sie hätten daran die Narbe von einem frischen Brande sehen können. Ich ging auch nach dem Dorfe in einer stürmischen Nacht, auf abscheulichen Wegen, auf denen ich zwanzigmal zu Boden fiel, kaum im Stande, mich in der Finsterniß zurecht zu finden; aber triefend von Wasser, bedeckt mit Koth, brachte ich triumphirend in den Salon . . . die weiße Taube!

„Ein Lächeln, ein Blick der Marquise ließ mich meinen Schmerz oder meine Strapaze vergessen, und ich war entzückt, wenn sie mit bewegter Stimme nach einer von diesen grotesken Proben zu mir sagte:

„„Sie haben Recht, Christian, ich glaube, daß mich Herr Julian wahrhaft liebt.““

„O mein Vater! die einzigen Worte: aus Liebe für die Marquise d'Alfi, hätten mich dem Tode trotzen lassen, und einmal habe ich ihm getrotzt . . .

„Wir besuchten an diesem Tage ein Landhaus bei Lyon und waren zu Fuße, der Wagen der Marquise folgte uns; der Graf gab ihr den Arm, zwei Officiere von einem Reiterregimente, das in der Stadt in Garnison lag, begegneten uns.

„„Meine theure Cornelia,““ sprach der Graf, „„Sie zweifeln immer an der Liebe von Julian; ich wette, daß er Sie genug liebt, um als ein beherzter Cavalier diese zwei Officiere zur Ehre seiner Dame dreist herauszufordern? . . .““

„„Sie sind ein Narr, Christian,““ erwiederte sie, die Achseln zuckend. „„Herr Julian hat immer nur die Feder in seiner Notarsstube gehandhabt, und Sie glauben, er werde diesen zwei Kriegsleuten die Stirne bieten?““

„Die Marquise hatte diese Worte nicht vollendet, da stürze ich den Officieren entgegen, kreuze die Arme, versperre ihnen den Weg und messe sie mit einer herausfordernden Miene; einer von ihnen stößt mich heftig zurück; ich nehme ihn beim Kragen, und es entspinnt sich ein Streit; der Graf läuft herbei und trennt uns. Ein Duell wird auf der Stelle verabredet; mein Gegner, dem der Graf, mein Zeuge, meine völlige Unerfahrenheit in den Waffen auseinandersetzt, willigt ein, sich auf fünf Schritte mit einem Paare Pistolen zu schlagen, von denen die eine mit einer Kugel geladen, die andere nicht geladen sein sollte; die Kaserne lag an den Thoren der Stadt, die Officiere holten ihre Waffen und wir beschieden uns in einen Wald in der Nähe der Landstraße. Alles dies war sehr rasch vor sich gegangen, und wir holten bald die Marquise d'Alfi ein; der Graf sprach zu ihr:

„„Julian ging als Notarsschreiber weg, ich bringe

ihn als Paladin zurück ... Er schlägt sich in einer Stunde aus Liebe für Ihre schönen Augen, meine theure Cornelia.""

„Bei diesen Worten konnte sie einen Schrei der Verwunderung nicht zurückhalten, und sie reichte mir lebhaft die Hand; es war das erste Mal, daß sie die meinige drückte; dann fügte sie bei, indem sie mir einen Blick zuwarf, der mich berauschte:

„„Oh! nun glaube ich es! ja, Sie lieben mich, Julian! . . . Die Zeit der Proben ist beendigt.""

„„In diesem Falle, und wenn Ihr Cavalier als Sieger aus den Schranken zurückkehrt, meine liebe Cornelia,"" versetzte der Graf, „„versprechen Sie, ihn in acht Tagen zu heirathen?""

„„Ich willige ein,"" antwortete sie. Und sie wandte sich mit einem bezaubernden Lächeln an mich und fragte: „„Und Sie, Julian, willigen Sie auch ein?""

„Oh! mein Vater, wie soll ich Ihnen mein Entzücken schildern, als ich diese Worte hörte? Die Marquise d'Alfi heirathen oder für sie sterben? . . . Was auch der Ausgang des Tages sein mochte, er war für mich strahlend.

„Bis zum Ende diese Ritterthumsscene parodirend, sagte der Graf:

„„Meine theure Cornelia, Sie müssen diesem artigen Paladin Ihre Schärpe als Pfand Ihrer Liebe geben.""

„Und während die Marquise ihre Schärpe losmachte, ließ mich der Graf auf den Fußtritt des Wagens knieen, und er fügte bei: „„Sie werden sodann Ihrem Cavalier einen schönen Kuß auf die Stirne bewilligen: das ist der Brauch.""

„Die Marquise bückte sich, um ihre Schärpe um meinen Hals zu rollen, ihre Lippen berührten meine Stirne; meine Erschütterung war so lebhaft, daß ich beinahe in Ohnmacht gesunken wäre.

„Eine halbe Stunde nachher fand das Duell statt; das Schicksal begünstigte mich . . . oder es war vielmehr gegen mich! Wäre ich damals gestorben, so hätte ich

weder die Schmach einer entehrenden Handlung, noch die entsetzliche Qual, die mir vorbehalten war, kennen gelernt, — Schmach und Qual, gegen die ich heute keine andere Zuflucht habe, als den Tod! — Der Zufall hatte mir bei diesem Duell die mit der Kugel geladene Pistole gegeben, der Officier schoß zuerst gegen mich; statt dies zu erwiedern, warf ich die Pistole auf die Erde und bat meinen Gegner um Verzeihung, daß ich ihn gröblich beleidigt habe.

„„Victoria! Ich bringe Ihnen Ihren Paladin mit Lorbeeren bedeckt zurück,““ sprach der Graf zur Marquise d'Alfi, als wir wieder zu ihr kamen. „„Ihre Hand, liebe Cornelia, soll der Preis seiner Tapferkeit sein . . . In acht Tagen von heute an die Hochzeit!““

„„Ich werde mein Wort halten,““ sagte sie, „„ich muß eine so muthige Handlung belohnen.““

„Acht Tage nach diesem Duell sollte ich die Marquise 'dAlfi heirathen, — ich glaubte es wenigstens.

XVII.

„Das letzte Geständniß, das ich Ihnen noch zu machen habe, mein Vater, ist ein Geständniß, dessen Schmach mich zu Boden drückt.

„Am Morgen nach dem Tage, wo die Marquise mir ihre Hand versprochen hatte, suchte ich den Grafen Christian auf. Ich konnte an das Glück, das meiner harrte, nicht glauben und befürchtete, nachdem sie einer ersten Bewegung des Edelmuths nachgegeben, habe die Marquise d'Alfi ihren Entschluß geändert. Der Graf beruhigte mich völlig; ich kann Ihnen seine eigenen Worte wiederholen, mein Vater. Ach! in diesem Augenblick sind mir meine Erinnerungen grausam gegenwärtig.

„„Ja, mein lieber Julian,““ sagte der Graf zu mir,

„„diejenige, welche ich meine Schwester nenne, ist entschlossen, Sie zu heirathen, doch unter zwei Bedingungen.““

„Unter welchen? fragte ich zitternd.

„„Die erste ist, daß bis zu ihrem Vollzuge diese Heirath geheim gehalten werde; Sie werden Niemand ein Wort davon sagen, nicht einmal Ihrem Vater.““

„„Wie! nicht einmal meinem Vater?““

„„Ihm weniger als irgend Jemand.““

„„Bedarf ich nicht seiner Einwilligung?““

„„Mein lieber Julian, glauben Sie denn, Ihr Vater werde nicht entzückt sein, wenn er erfährt, Sie haben die Frau Marquise d'Alfi, eine der vornehmsten Damen von Venedig, geheirathet, und, was nie zu verachten ist, eine Dame, welche eine Rente von fünfzigtausend Thalern besitzt? Sie können, wie Sie sehen, ohne den geringsten Nachtheil diese Heirath bis zu ihrem Vollzuge vor Ihrem Vater verbergen. Das ist noch nicht Alles, und hier, mein lieber Julian, muß ich einen sehr zarten Punkt berühren: die Marquise als vornehme Dame hat Kastenvorurtheile, aber nach allen Beweisen von Liebe, die Sie Cornelia gegeben, kann ich nicht glauben, daß Sie sich Ihrem Wunsche, so seltsam er Ihnen vielleicht auch scheinen mag, widersetzen werden.““

„„Wovon ist die Rede, Herr Graf?““

„„Ich glaube Sie in keiner Hinsicht zu verletzen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht das sind, was man . . . einen vornehmen Herrn nennt.““

„„Ich bin nur ein armer Notarsschreiber und schäme mich meines Standes nicht.““

„„Die Frau Marquise schämt sich desselben auch nicht, da sie Sie heirathet; doch sie gehört einer berühmten venetianischen Familie an; der Name ihrer Ahnen ist im goldenen Buche aufgezeichnet, und sie will ihre Verbindung durch einen ihrer Oheime, den Sennor Dom

Cambrelli, Patriarchen von Indien, der sich gegenwärtig auf der Durchreise in Genua befindet, einsegnen lassen; sie hat ihm gestern Abend, unmittelbar nachdem sie Ihnen ihr Wort gegeben, in dieser Beziehung geschrieben.""

""Nun, Herr Graf?""

""Nun, Cornelia will nicht in den Augen ihres Oheims, des Patriarchen von Indien, Herrn Julian den Notarsschreiber heirathen . . .""

"„Das ist aber mein Name und mein Stand, die Frau Marquise weiß es.""

""Allerdings; allein was sie weiß, soll ihr Oheim nicht wissen; er wird auch glauben, er vermähle sie mit dem jungen Herzog della Torre Alba, Ritter vom goldenen Vließe . . . begreifen Sie?""

""Nein, Herr Graf.""

„Wie, Sie begreifen nicht, daß Sie nur während der Viertelstunde, welche die Trauung dauern wird, in den Augen des Oheims der Marquise der Herzog della Torre Alba sein sollen?""

""Einen Namen, einen Titel annehmen, die nicht die meinigen sind! Ah! Herr Graf . . . das ist ein schlimme Handlung.""

""Oh! Sie Kind! Niemand wird diese unbedeutende Lüge erfahren. Die Trauung findet um Mitternacht hier in diesem Hause statt; wir allein, die Marquise, Sie, ich und der Patriarch werden dabei sein.""

""Aber diese Lüge . . . ich werde sie wissen, Herr Graf.""

""Gewiß, dieses Bedenken ehrt sie, nur ist es Ihre Sache, zu überlegen, ob es Ihnen zusagt, Ihre Liebe Ihrem Bedenken zu opfern. Ich kenne Cornelia, sie wird bei dieser Bedingung unerschütterlich sein; sie hat mich beauftragt, Sie hievon zu unterrichten, und im Falle einer Weigerung von Ihrer Seite muß ich Ihnen erklären, daß sie Sie nicht mehr sehen wird.""

""Oh! mein Gott!""

„„Die Arme wird vielleicht vor Kummer sterben, denn sie liebt Sie wahnsinnig; doch ich habe Ihnen ihren Willen mitgetheilt.““

„„Herr Graf, diese Verbindung kann also nicht durch einen andern Priester eingesegnet werden?““

„„Um keinen Preis würde sich die Marquise hiezu bewegen lassen; sie ist ganz Fatalistin und überzeugt, der Segen ihres Oheims werde Ihnen Beiden Glück bringen. Ich wiederhole, mein lieber Julian, Sie erschrecken vor einer Kinderei. Hier vollzogen, wird diese Verbindung sodann durch das bürgerliche Gesetz geordnet werden; Sie können hernach die Einwilligung von Ihrem Vater verlangen, und er wird sie Ihnen nicht verweigern; da aber in den Augen von Cornelia, welche, ohne ihre Devotion zur Schau zu tragen, im Grunde sehr fromm ist, nur die religiöse Trauung als gültig betrachtet werden kann, so sollen Sie durch den Patriarchen von Indien so vermählt werden, daß Sie vom Altar unmittelbar in das Hochzeitgemach eintreten, mein lieber Julian . . .““

„Ach! mein lieber Vater, so unvernünftig diese plumpe Fabel klang, so war doch meine Verblendung so groß, daß ich sie glaubte, und ich erwiederte dem Grafen:

„„Ich werde thun, was die Frau Marquise wünscht, obgleich es mich Ueberwindung kostet, eine lügnerische Rolle auch nur eine Viertelstunde zu spielen.““

„„Das muß Sie Ueberwindung kosten, Cornelia weiß es, Sie kennt Ihr Zartgefühl, doch sie wird tief gerührt sein von Ihrer Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche: nachdem wir hinsichtlich dieses Hauptpunktes übereingekommen sind, bleibt nur noch eine Nebensache, das Costume, zu besprechen.““

„„Was wollen Sie damit sagen, Herr Graf?““

„„Die Venetianer halten sehr viel auf die Formen, sie sind äußerst prunkhaft, und nach meinem Sinne haben sie Recht, wenn es sich darum handelt, mit einem gewissen

Pompe das feierlichste Versprechen des Lebens zu umgeben: bei ihrer Hochzeitfeier begnügen sie sich nicht, wie wir Franzosen, damit, daß sie den ärmlichen schwarzen Frack anziehen, nein; und überdies wird Ihnen Cornelia das Beispiel geben, Sie werden sie an den Altar im Hofmantel und ihre von Diamanten funkelnde Marquisenkrone auf dem Haupte kommen sehen. Ich frage Sie nun, welche Figur Sie, mein armer Julian, neben der Marquise d'Alsi mit Ihrem schwarzen Fracke spielen müßten?„"

„„Wie soll ich denn gekleidet sein, Herr Graf?""

„„Ist der Herzog della Torre Alba nicht Ritter vom goldenen Vließe? Es ist also sehr natürlich, daß Sie während der Trauung das Ceremonienkleid der Ritter vom goldenen Vließe tragen.""

„„Aber, Herr Graf?""

„„Gewiß; ich will Ihnen eine ausführliche Notiz über das Rittercostume geben. Die Sticker sind in Lyon sehr fleißig, sehr verständig, und wenn man sie ein wenig zur Eile antreibt, so haben Sie Ihren Anzug, ehe acht Tage vergehen; er ist glänzend, trotz einer gewissen Seltsamkeit, die aus seinem Alterthume hervorgeht; doch er wird Ihnen vortrefflich stehen. Cornelia macht sich im Voraus eine Freude daraus, Sie in Ihren Gewändern als vornehmer Herr zu bewundern; glücklicher Julian!! Die Marquise wird mit ihren schönen Händen von Ihren Schultern Ihren gestickten Mantel lösen, wenn ich als Bruder hinter Ihnen Beiden die Thüre des Hochzeitgemaches geschlossen habe.""

XVIII.

„Oh! mein Vater, es wird Ihnen übel werden vor Ekel und Entrüstung! Sie können nicht glauben, ich sei so eitel gewesen, daß ich zu dieser lächerlichen, verächt-

lichen Komödie eingewilligt! so albern, daß ich nicht am Ende bemerkt habe, man treibe ein schändliches Spiel mit mir. Ach! die Liebe verblendete mich. Und dann, konnte ich annehmen, eine Dame und ein Herr von so hohem Range belustigen sich damit, daß sie mich auf eine schimpfliche Weise behandeln, mich, der ich in keiner Hinsicht diese Schmach verdient hatte, mich, der ich nur dem wiederholten Zudringen der Marquise und des Grafen nachgegeben, welche mich aufforderten, Verhältnisse anzuknüpfen, die so außer meinem Stande! mich, der ich meine Liebe in der Tiefe meines Herzens bis zu dem Tage, wo der Graf mein Geheimniß verrieth, verborgen hatte! mich endlich, dessen einziges Unrecht darin bestand, daß ich leidenschaftlich die Marquise d'Alsi liebte und meine Zuneigung für sie bis zur tollsten Exaltation trieb.

„Ach! der Gedanke dieses kalt grausamen Spieles konnte nie in meinen Geist kommen; mein Vertrauen, meine Leichtgläubigkeit haben mich in's Verderben gestürzt. Ich willigte ein, einen Namen, einen Titel anzunehmen, die mir nicht gehörten! Ich stieg bis zur Schande, bis zum Diebstahl hinab.

„Der Graf Christian händigte mir die ausführliche Notiz über die vorgebliche Tracht der Ritter vom goldenen Vließe ein! Ein Sticker von Lyon verlangte von mir viertausend Franken, um die reichen Gewänder in wenigen Tagen zu machen; diese Summe war ungefähr der Belang derjenigen, welche Sie, mein Vater, für Sie zu erheben mich beauftragt hatten; ich gab die Summe; eine Schändlichkeit durch eine andere entschuldigend, und auf das Vermögen der Marquise speculirend, sagte ich mir, nach meiner Verheirathung mit ihr werde ich Ihnen dieses Geld zurückerstatten . . .

„Während der acht Tage, die der für unsere Trauung festgesetzten Stunde vorhergingen, sah ich die Marquise jeden Abend. Sie zeigte sich verführerischer,

zärtlicher als je; ihre Zuneigung nuancirte sich mit einem gewissen sanften Ernste der Ueberlegung; sie sprach mit mir von unsrer Zukunft, sie sprach mit mir von Ihnen, mein Vater, indem sie mich versicherte, Sie werden an ihr eine ergebene Tochter haben. Sie bedauerte auch, daß ich nicht mehr meine Mutter hatte, sie würde sie so sehr geliebt haben.

„Die Marquise bat mich um Entschuldigung wegen der Lüge, welche sie mir auferlegte, um, wie sie sagte, die aristokratischen Vorurtheile ihres Oheims nicht zu verletzen; sie wußte mir unendlichen Dank für mein Nachgeben, da es ihr wohl bekannt, welche Ueberwindung es meiner Aufrichtigkeit koste. Sie entrüstete sich gegen sich selbst, daß sie ihre Schwäche in dieser Hinsicht nicht besiegen könne und es nicht wage, ihrem Verwandten zu gestehen, sie liebe einen jungen Mann von niedriger Herkunft, der aber durch seinen Herzensadel seinen Mangel an Geschlechtsadel mehr als ausgleiche; dann sprach sie mit einer beinahe kindischen Freude von dem glänzenden Gewande, das ich an unserem Hochzeittage tragen sollte.

Was soll ich Ihnen sagen, mein Vater? Die Binde, welche meine Augen bedeckte, wurde immer dichter, je näher wir dem verhängnißvollen Tage kamen!

„Er erschien endlich, und an demselben Tage erhielt ich Ihren Brief, der mich zu Ihnen nach Genf rief.

XIX.

„Meine Trauung mit der Marquise d'Alfi sollte um Mitternacht in ihrem Hause durch ihren Oheim, der zur Einsegnung von Genua angekommen, stattfinden. Ich begab mich am Abend zur Marquise und brachte in einem Miethwagen mein lächerliches, glänzendes Costume mit. Der Graf Christian führte mich in sein Zimmer;

er wollte selbst meine Toilette leiten; ich gab mich mit meiner gewöhnlichen Leichtgläubigkeit zu dieser traurigen Posse her. Ich gestehe selbst, mit Hülfe meiner erbärmlichen Eitelkeit gewöhnte ich mich endlich an die spöttischen Lobeserhebungen des Grafen über den eleganten Reichthum meiner Gewänder; er selbst zog ein zierliches Hofkleid an, und ich bewunderte die Grazie, mit der er es trug. Gegen Mitternacht führte mich der Graf in den Salon; ein Altar war improvisirt worden. Bald trat die Marquise prachtvoll geschmückt ein: die Diamanten rieselten an ihrem Halse, an ihrem Leibe, an ihren Armen, doch ihre Schönheit strahlte noch viel mehr . . . Sie wurde geführt von ihrem Oheim, dem vorgeblichen Patriarchen von Indien, der eine lange, purpurrothe seidene Robe trug und das Gesicht beinahe ganz unter einem dichten weißen Barte verborgen hatte. Nachdem die ruchlose Ceremonie beendigt war, blieben wir, die Marquise, der Graf und ich, allein. Er öffnete beide Flügel des Zimmers der Marquise, kehrte wieder zurück, nahm sie bei der Hand und hieß mich ihm folgen. Als er aber auf die Schwelle der Thüre gekommen war, schloß er einen von den Flügeln, brach in ein schallendes Gelächter aus und sagte zu mir:

„„Gute Nacht, mein lieber Herzog della Torre Alba, gute Nacht, edler Ritter vom goldenen Vließe . . .! Cornelia ist durchaus nicht meine Schwester, seit langer Zeit lieben wir uns auf das Zärtlichste . . . Die Moral des Abenteuers aber ist: wie sich die Nachtschmetterlinge am Lichte verbrennen, so werden die Notarsschreiber, welche die Unverschämtheit haben, Marquisen zu lieben, mit Recht gefoppt und schimpflich behandelt; die Lection wird Ihnen ohne Zweifel heilsam sein, und hienach gute Nacht, mein lieber Herzog della Torre Alba.““

„„Gute Nacht, schöner Ritter vom goldenen Vließe,“ fügte die spöttische Stimme der Marquise d'Alsi bei. „Gute Nacht!““

„Und die Thüre schloß sich unter dem schallenden Gelächter von Beiden.

„Ich glaubte, ich müsse sterben, und fiel in Ohnmacht.

„Ich weiß nicht, wie lange ich des Gefühles beraubt blieb. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, erhellten noch die Kerzen den verödeten Salon; mit dem Bewußtsein kehrte bei mir die Erinnerung an die Wirklichkeit zurück . . .

„Von einer Art von Schwindel ergriffen, stürzte ich aus dem Hause der Marquise. Die Nacht war finster, es regnete in Strömen; die Morgenröthe sollte bald erscheinen; mehr ein Gewohnheitsinstinct, als mein Wille führte mich zu den Thoren von Lyon zurück; als ich hier ankam, war es heller Tag; das Gelächter, das Geschrei der Leute der Vorstadt, durch die ich ging, entzogen mich den verzweiflungsvollen Betrachtungen, in die ich versunken war; meine reichen, aber lächerlichen, von Wasser triefenden, mit Koth bedeckten Gewänder erregten das Erstaunen und die Heiterkeit der Vorübergehenden; sie zischten mich aus, wie man eine trunkene, verspätete Maske ausgezischt hätte; mir schien, als ich mich unserer Wohnung näherte, ich erkenne den Oberschreiber meines Patrons; doch ich war nicht bei Sinnen.

„Rosalie, unsere gute alte Dienerin, da sie mich so aufgeputzt, bleich, entstellt, gelähmt sah, wollte mich befragen und bot mir ihre Pflege an; ich stieß sie zurück, lief nach meinem Zimmer und schloß mich ein; in einem Anfalle von Wuth zerriß ich hier in Fetzen diese Kleider, die Zeugen meiner Schande, die Ursache meines Diebstahls . . . Und dann sagte ich zu mir:

„„Was nun thun?““

XX.

„Vernehmen Sie, mein Vater, das Resultat der langen Stunden der Ueberlegung.

„Die Geringschätzung, die Beleidigungen der Marquise d'Alfi, die schwarze Bosheit ihrer Seele schwächten in keiner Hinsicht meine Liebe für sie. Meine Feigheit, meine Ehrlosigkeit rechtfertigten so die niederschmetternde Verachtung, deren Opfer ich war; doch ich sage Ihnen die Wahrheit, mein Vater.

„Ich liebte also noch mit einer Art von Wuth diese so schöne, so verführerische und so grausame Frau.

„Die Zukunft sollte für mich eine endlose Marter sein, da ich immer der Marquise d'Alfi mit einer wahnsinnigen, hoffnungslosen Liebe zugethan blieb.

„Dieser Gegenwart, dieser Zukunft gegenüber war mein erster Gedanke, mir das Leben zu nehmen; der zweite der Kummer, den Ihnen mein Tod verursachen würde.

„Weint mein Vater über meinen Tod, sagte ich zu mir, indem ich mich einer unbestimmten Hoffnung hingab, — beklagt er mich, so ist dies so, weil er mich liebt; wie sollte ich an seiner Zärtlichkeit zweifeln? Seine Gemüthsbewegung, als er mich vor sechs Wochen verließ, sein Duzen, das damals seiner Zuneigung entschlüpfte, ja, Alles beweist es mir: trotz seiner scheinbaren Strenge liebt mich mein Vater zärtlich. Warum sollte er in diesem Falle, nicht mit meinen Fehlern, nicht mit meiner Schmach, sondern mit meinen Leiden, mit meiner Verzweiflung, — mit den Gewissensbissen Mitleid haben, die mir diese Fehler und diese Schmach verursachen? Wenn ich meinem Vater Alles gestünde? wenn ich vor ihm niederfiele und mein Urtheil in einer demüthigen Reue erwartete, wer weiß, ob er mir nicht verzeihen würde? Seine Rathschläge, seine strenge Weisheit würden mir dann diese schmähliche, tolle Liebe, welche die Zeit vielleicht auslöschen wird, überwinden helfen.

„Zeigt sich mein Vater unerbittlich, so bleibt mir der Tod als letzte Zuflucht, und ich werde es wenigstens

versucht haben, durch volle Geständnisse die väterliche Milde zu verdienen.

„Dieser Entschluß besänftigte nicht meine Leiden und die Bangigkeiten, die mich bei dem Gedanken, Ihrer gerechten Entrüstung, mein Vater, zu trotzen, quälten; doch ich hatte wenigstens das Bewußtsein, daß ich einer redlichen Eingebung folgte.

„Der Wagen, der von Lyon nach Genf fuhr, ging erst am andern Morgen ab; nach einer Nacht der Schlaflosigkeit, der Thränen, bitterer Betrachtungen stieg ich, fest entschlossen zu den aufrichtigsten Bekenntnissen, in die Diligence; während ich der Stadt, wo Sie mich erwarteten, mein Vater, und wo Sie über mein Schicksal entscheiden sollten, immer näher kam, entschwand abwechselnd mein Muth und belebte er sich wieder. Endlich gewann mein guter Entschluß die Oberhand; bei meiner Ankunft am Abend in Genf ging ich nach dem Gasthofe, dessen Adresse Sie mir gegeben hatten. Wie groß war mein Erstaunen! Sie waren am Morgen desselben Tages wieder nach Lyon abgereist; wir hatten uns auf der Straße gekreuzt. Dies voraussehend, hatten Sie für mich beim Wirthe ein Billet folgenden Inhalts zurückgelassen:

„„Mein Herr,

„„Ein besonderer Bote, der heute Abend von Lyon angekommen ist, belehrt mich von Ihren Ausschweifungen; ich wäre nicht Herr über mich, würde ich Sie heute Abend hier in Genf sehen; ich kehre nach Lyon zurück, folgen Sie mir dahin. Die herzzerreißende Entrüstung des Vaters soll beschwichtigt werden, Sie werden in mir nur noch die kalte Unbeugsamkeit des Richters finden, der das Urtheil über einen Dieb zu fällen hat.

„ R.““

„Nachdem ich diesen Brief gelesen, fühlte ich, daß Alles für mich zu Ende war.

„Ich verlangte vom Wirthe ein Zimmer, eine Feder, Tinte, Papier und schrieb Ihnen, mein Vater, was Sie hier gelesen haben.

„Ich wiederhole, ich fühle, daß Alles für mich zu Ende ist.

„Es blieb mir die einzige Hoffnung, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, Ihnen volle Geständnisse zu machen. . . . Vielleicht hätten Sie meine Reue, meine Thränen, meine Aufrichtigkeit gerührt . . .

„Ich verliere sogar die Wohlthat der Offenherzigkeit! Sie sind schon von meinen Ausschweifungen unterrichtet, und wenn ich bei Ihnen ankomme, werden Sie in Ihr Herz das Mitleid des Vaters zurückgedrängt haben; ich werde in Ihnen nur noch einen kalten, unbeugsamen Richter finden, der sein Urtheil über einen . . . Dieb zu fällen hat!

„Es ist wahr, mein Vater, ich habe Sie bestohlen, — schändlicher bestohlen, als wenn ich einen Fremden bestohlen hätte. Ein Fremder verwahrt wenigstens sein Geld unter Schloß und Riegel, und Sie . . . . Sie hatten Ihr Geld der Ehrlichkeit Ihres Sohnes anvertraut.

„Gott befohlen, mein Vater, ich will sterben.

„Ich werde nicht mehr vor Ihnen zu erröthen haben, Sie werden nicht mehr über mich zu erröthen haben.

„Ich werde ein paar Zeilen an die Marquise d'Alfi schreiben. Sie soll erfahren, daß die entsetzliche Mystification, deren Opfer ich bin, mich zum Diebstahl, zum Selbstmord geführt hat! Das wird meine einzige Rache sein.

„Ich habe in meinem Zimmer die kleine Uhr zurückgelassen, die meiner Mutter gehörte; erlauben Sie mir, über diese Uhr zu Gunsten unserer lieben alten Rosalie, die mich aufgezogen, zu verfügen. Sagen Sie

ihr, ich bedaure, daß ich ihr vorgestern, als ich nach Hause kam, hart begegnet sei.

„Noch einmal, Gott befohlen, mein Vater, mein armer, guter Vater!“

„Ich verlasse das Leben, indem ich mich der Worte erinnere, die Du mit Thränen in den Augen, als wir von einander schieden, als Du mich zärtlich an Deine Brust drücktest, aussprachst:

„„Liebes, liebes Kind, betrübe Dich nicht so sehr!““

„O Vater! ich liebte Dich doch!

„Julian.“

Mehr als einmal unterbrachen die Thränen, die Seufzer von Robert das Lesen dieses qualvollen Briefes; er trocknete sich die Augen und sagte unter Schluchzen:

„Und der unglückliche Knabe hat Wort gehalten! Und ich bin für meine unbarmherzige Strenge bestraft worden. Ach! sie war nur scheinbar, eben so wie meine Kälte gegen ihn. Schmerzlich ergriffen von dem Fehler von Julian, dem ersten, den er begangen und dessen Ursache ich nicht wußte, wollte ich ihm eine große Lection geben, ihn durch den Schrecken bei seinem ersten Schritte auf einem unheilvollen Wege zurückhalten; ich kannte sein Herz! ich begriff die Hinreißungen der Jugend; ich zählte auf seine Reue, sie hätte mir die Nachsicht gestattet. Doch nein! ich nannte ihn Dieb, und dieses Wort hat ihn getödtet; ich habe seinen Brief und die Bestätigung seines Todes erhalten. Der Wirth, erschrocken über das bleiche, verstörte Gesicht meines Sohnes, als er ihn weggehen sah, nachdem er den Preis für sein Zimmer bezahlt hatte, folgte ihm, und, obgleich es Nacht geworden, sah er ihn zwei Briefe auf die Post bringen, sich sachte nach der Brücke wenden, unter der die Rhone fließt, dann lange unbeweglich stille stehen und den Strom betrachten. Schon glaubte sich der Wirth in seinen düsteren Ahnungen getäuscht zu haben, als er

plötzlich sah, wie sich Julian in den Fluß stürzte und verschwand; er schrie um Hülfe! Ach! es war zu spät! Die Nacht war finster; vergebens suchten die Schiffer den Körper meines armen Sohnes. Fortgerissen durch das Ungestüm des Wassers, war er nur zu gewiß eine Beute des Todes geworden. Wahnsinnig vor Verzweiflung bei dieser gräßlichen Kunde, lief ich zu der Marquise d'Alsi, ich wollte dieses Ungeheuer tödten. Sie hatte im Verlaufe des Tages Lyon verlassen. Es blieb mir nur eine letzte Hoffnung: den Leib meines Sohnes, der ohne Zweifel auf das Ufer des Flusses geworfen worden, aufzufinden und zu beerdigen. Da begann die entsetzliche Pilgerfahrt, in deren Folge ich in dieses Land gekommen bin: meine Nachforschungen waren fruchtlos, der Leib meines Sohnes liegt unbegraben in der Tiefe eines Abgrundes!"

Hienach stand Robert auf, in seinen Zügen war das Gepräge eines erschrecklichen Hasses wahrzunehmen, und er fügte bei, indem er in der Ferne und unter seinen Füßen das Haus der Marquise d'Alsi bezeichnete: „O rächende Vorsehung! ich konnte die geliebten Ueberreste des Opfers nicht auffinden, doch Du schickst mir seine Henker! . . . Sie sollen ihr Verbrechen büßen!"

XXI.

Am Tage nach der Zusammenkunft von Claude, dem Gärtner, mit Robert stand die Marquise d'Alsi nach einer langen, schlaflosen Nacht bei Tagesanbruch auf, klingelte ihrer Kammerfrau, hüllte sich in ein Morgengewand, öffnete ihr Schreibenecessaire und fing an folgenden Brief an den Grafen Christian zu schreiben:

Den 9. September um 6 Uhr Morgens.

„Kommen Sie nicht zu mir nach Annecy, mein werthester Christian.

„Ich liebe Sie nicht mehr.

„Sie kennen mich zu gut, Sie sind zu sehr Weltmann, um meine Offenherzigkeit durch Vorwürfe zu erwiedern, oder um es zu versuchen, mich von meinem Entschlusse abzubringen; ich bekümmere mich wenig um Vorwürfe, und mein Wille ist, wie Sie wissen, ein eiserner.

„Sie haben mir gefallen, Sie gefallen mir nicht mehr, so geht es mit der Liebe.

„Ich liebe nun einen Todten.

„Ich will mich erklären.

„Bei meiner ersten Reise in Frankreich verweilte ich, wie Sie sich erinnern, in Lyon, verführt durch die Schönheit der Ufer der Rhone; ich miethete in einer reizenden Lage vor den Thoren der Stadt, nahe beim Flusse, ein hübsches Haus, wo ich Ihnen, meinem Reisegefährten, Gastfreundschaft bot.

„Eines Tages schickte mir der Notar, mit welchem ich in Betreff der Miethe dieses Hauses in Verbindung getreten war, einen von seinen Schreibern, der mir einen Schein für die von mir bezahlte Summe zu bringen hatte; dieser scheinbar unbedeutende Umstand ist doch sehr wichtig für das Verständniß meines Benehmens gegen Sie; ich werde also in einige Details eingehen.

„Wir befanden uns, Sie und ich, in dem kleinen blauen Salon, der nach dem Garten ging: Sie verfolgten mit allem Ernste eine äußerst interessante Unterredung mit Love, meinem King-Charles-Liebling; Sie machten die Fragen und die Antworten; ich stickte und dachte, wenn wir unter vier Augen seien, plaudern Sie selten so lange mit mir, als mit Love, und ich war doch im Gegensatze zu diesem reizenden Hündchen im Stande, Ihnen zu antworten und Ihnen die Hälfte der Kosten der Unterhaltung zu ersparen; mein Kammerdiener trat ein und meldete mir den Schreiber von Herrn X. . . . (Ich erinnere mich des Namens dieses Notars nicht mehr.)

„„Was will dieser Herr von mir?““ sagte ich zu Pietro.

„„Er will der Frau Marquise einen Schein bringen.““

„„Ei! er soll den Schein Ihnen geben; was brauche ich diesen Schreiber zu sehen?““

„Pietro entfernte sich, als Sie plötzlich Ihr Gespräch mit Love unterbrachen und ausriefen:

„„Madame, erlauben Sie! erlauben Sie! ich bin nicht so gleichgültig wie Sie in Betreff des Studiums der Naturelle dieser wilden Gegend. Ein Notarsschreiber vom Gebiete von Lyon! Das muß eine für die Beobachtung sehr interessante Gattung sein. Diese Varietät des Geschlechts kann Ihnen äußerst anziehende Bemerkungen zum Aufzeichnen in Ihrem Reisebuche liefern.““ Und zu Pietro sagten Sie: „„Lassen Sie den Herrn eintreten.““

„Glücklicher als ich, hatte dieser Notarsschreiber wie Love die Macht, Ihnen die Neigung für das Gespräch zu verleihen und die angenehmen Scherze einzugeben, an die ich Sie so eben erinnert habe, mein lieber Christian; ich wurde auch nicht weniger eifersüchtig auf diesen Schreiber, als auf mein Hündchen.

„Pietro kam bald zurück, öffnete die Thüre und meldete so feierlich, als ob er in meinem Salon einen Botschafter oder einen Feldmarschall eingeführt hätte:

„„Der Herr Notarsschreiber.““

XXII.

„Mein lieber Christian, ich glaube noch in dem blauen Salon zu sein, so sehr sind mir meine Erinnerungen gegenwärtig.

„Ich sah bei mir einen Jüngling von höchstens achtzehn Jahren so linkisch, so verlegen eintreten, daß er

ein paar Schritte von der Thürschwelle stehen blieb: er war lächerlich in einen gelblichen Oberrock gekleidet, der, zweimal zu weit für ihn, bis auf seine plumpen Schnürschuhe hinabfiel; an seinen Händen trug er grüne Handschuhe! ah! welch ein Grün! Ich hatte nie eine solche Farbe gesehen. Er drehte irgend eine Kopfbedeckung, eine Mütze, eine Kappe, in allen Richtungen hin und her.

„Ich war indessen, trotz und gerade wegen seines lächerlichen Anzugs, lebhaft betroffen von der ausgezeichneten Schönheit dieses Knaben: seine langen aschblonden Haare umrahmten sein vollkommen regelmäßiges Gesicht, ein köstliches Erzengelsgesicht! Seine Haut, welche so rein und weiß wie die eines Mädchens, erröthete und erbleichte abwechselnd, so tief war der plötzliche Eindruck, den Sie . . . Love, oder . . . ich, mein lieber Christian, auf ihn hervorbrachten . . . Seine Brauen, welche noch dunkler blond als sein Haupthaar, und so lang, so seiden, daß sie einen Schatten auf eine Wangen warfen (beurtheilen Sie, ob mir meine Erinnerungen gegenwärtig sind!) verschleierten halb seine großen braunen Augen; man konnte nichts Sanfteres, Reizenderes, Treuherzigeres sehen als seinen Blick, den er nur ein einziges Mal schüchtern zu mir aufzuschlagen wagte, denn offenbar brachten weder Sie, noch Love einen so lebhaften Eindruck auf diesen kleinen Notarsschreiber hervor; er stand unbeweglich mitten im Salon, konnte keinen Schritt machen, war unfähig, ein Wort auszusprechen, und hatte wohl das Bewußtsein seines linkischen Wesens; der Schweiß perlte auf seiner Stirne, seine Züge drückten eine schmerzliche Verlegenheit aus; endlich, nach einer heftigen Anstrengung gegen sich selbst, steckt er die Hand in eine von den Taschen seines endlosen Oberrocks, ohne Zweifel, um daraus den Schein zu nehmen, den er mir bringen wollte, und da er ihn nicht hier findet, so stört er anderswo; vergebliche Ver-

suche! er schiebt dann seine Mütze, die ihm hinderlich war, unter seinen Arm, greift hastig in allen seinen Taschen umher, und zwar, ich muß gestehen, mit einem so verlegenen, so bestürzten Gesichte, daß Sie, so wohl erzogen Sie sein müßten, mein lieber Christian, ein schallendes Gelächter aufschlugen! . . . Der arme Knabe wendet nun mit einer schmerzlichen Miene gegen mich seine schönen Augen, in denen ich eine Thräne rollen sehe, dann schlägt er sie wieder nieder und stammelt mit bebender Stimme, indeß er fortwährend seine Taschen durchwühlt:

„„Verzeihen Sie, Frau Marquise, ich . . . ich . . . finde nicht . . .““ Doch plötzlich gibt er einen Ausruf der Erleichterung von sich und sagt, ohne die Augen aufzuschlagen, indem er mir, obgleich er zehn Schritte von mir entfernt ist, den Schein darreicht, welchen er endlich aus einer von seinen Taschen hervorgezogen hatte: „„Verzeihen Sie, Frau Marquise ... hier ist . . hier ist . . . das Recipisse.““

„Dieses von einer halb erstickten Stimme ausgesprochene, seltsam klingende Wort, die Haltung des jungen Menschen, der mich, sehr fern von mir stehend, ohne daß er mich anzuschauen wagte, mit einer wie Espenlaub zitternden Hand aufforderte, das Stück Papier zu nehmen, das er mir bot, verdoppelten Ihre Heiterkeit, mein lieber Christian! Sie hielten gerade Love auf Ihrem Schooße, und ich sagte zu Ihnen, da ich Mitleid mit dem Notarsschreiber bekam, der Ihnen den Rücken zuwandte:

„„Ich bitte, mein lieber Graf, setzen Sie für den Augenblick den Possen von Love, welche das glückliche Privilegium haben, Sie so sehr zu erheitern, ein Ziel und erlauben Sie mir, von Geschäften mit dem Herrn zu reden, der sich die Mühe genommen hat, von Lyon hieher zu kommen.““

„Mochte der Jüngling glauben, er sei es wirklich

nicht, sondern das Hündchen, was Ihr Gelächter errege, mochte er in meinen Worten eine höfliche Art, Ihre Impertinenz zu entschuldigen, sehen, er beruhigte sich ein wenig, wagte es zum zweiten Male, mir ins Gesicht zu schauen, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, begegnete meinen Augen; schlug die seinigen rasch nieder, erröthete bis an die Wurzel seiner Haare, bebte, machte ein paar unsichere Schritte, um sich mir zu nähern, übergab mir den Schein und sagte:

„„Hier, Frau Marquise, ist das Recipisse, das Ihnen mein Patron schickt.““

„Wonach er, immer mehr verwirrt, ein paar höchst linkische Bücklinge an mich richtete, die er mit den Worten begleitete:

„„Ich habe die Ehre, zu sein . . . verzeihen Sie, Frau Marquise, bemühen Sie sich nicht . . . ich . . .““

„Doch jedes Wort verschied auf seinen Lippen, und er drehte sich ungestüm, um so rasch als möglich die Thüre zu erreichen.

„Dieser schnelle Rückzug entsprach nicht Ihrem Wunsche, den Unglücklichen zu foppen, mein lieber Christian; nicht weniger hellsehend als ich, waren Sie betroffen von dem tiefen und plötzlichen Eindruck, den das, was Sie meine Schönheit nannten, auf ihn übte; Sie liefen ihm auch nach, hielten ihn vertraulich am Arme zurück und sagten zu ihm mit einem vollkommen höflichen Tone:

„„Mein Herr! ah! mein Herr, die Frau Marquise wird nicht dulden, daß Sie wieder nach Lyon zurückgehen, ohne ein wenig ausgeruht zu haben; wollen Sie sich gefälligst setzen.““

„„Sie sind zu gütig, Herr Graf,““ erwiederte der Jüngling, der, während er sich immer mehr gegen die Thüre zog, abermals einen Bückling um den andern machte, „„ich könnte nicht bleiben . . . mein Patron . . . mein Patron hat mir befohlen, sogleich zurückzukommen.““

„„Aber, mein Herr,““ sagte ich zu dem Kinde (und von diesem Augenblicke an wurde ich Ihre Mitschuldige, Christian), werden Sie nicht, wenn ich Ihrem Patron ein Wort zu schreiben wünsche, die Güte haben, ein paar Minuten hier zu warten?““

„Mit diesen Worten, die ich mit meiner süßesten Stimme sprach, verband ich einen Blick, so daß der Jüngling mit einer doppelten Gemüthsbewegung antwortete:

„„Frau Marquise, gewiß werde ich . . . Ihre Befehle erwarten.““

„Und er blieb mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich bei dem Lehnstuhle stehen, den Sie ihm anboten. Ich klingelte und sagte zu Pietro, der sogleich eintrat:

„„Bringen Sie Madeira, Eiswasser, Früchte und Backwerk.““

„Und als Pietro sich entfernte, fügte ich bei: „„Lassen Sie meinen Wagen anspannen, man wird den Herrn nach Lyon zurückfahren.““

„Dann stand ich auf, ging an meinen Schreibtisch, lächelte dem Notarsschreiber freundlich zu und sprach zu ihm:

„„Ich mißbrauche, wie Sie sehen, Ihre liebenswürdige Gefälligkeit; nicht wahr, Sie erlauben mir, ein paar Zeilen an Ihren Herrn Notar zu schreiben? und Sie werden die Güte haben, ihm dieselben zu übergeben?““

„Ganz erstaunt über einen solchen Empfang, erwiederte mir das Kind völlig in Verwirrung, es sei zu meinen Befehlen. Ich schrieb dann. Pietro brachte eine mit Erfrischungen beladene Platte; unseren dringenden Bitten nachgebend, nahm unser Opfer nur mit großer Mühe ein wenig mit Orangesyrup gemischtes Eiswasser an, und Sie leisteten ihm wacker Gesellschaft, mein lieber Christian, indem Sie eine Flasche Madeira

tranken und ein halbes Dutzend kleine Kuchen aßen, getreu dem philosophischen und gefälligen Appetit, der Sie in den ernstesten Umständen Ihres Lebens nie verlassen hat und, wie ich hoffe, nie verlassen wird.

XXIII.

„Ich war mit dem Schreiben an den Notar beschäftigt, mein lieber Christian, ohne jedoch deshalb aus dem Blicke unser Opfer zu verlieren, zu dem Sie mit einer vortrefflich gespielten Leutseligkeit sagten:

„„Nun, mein lieber Herr, ich bitte . . . wie heißen Sie?““

„„Julian Robert.““

„„Wohl, mein lieber Herr Julian Robert, wie unterhalten wir uns in Lyon?““

„„Herr Graf . . .““

„„Sprechen wir offenherzig . . . Ihre Physiognomie behagt mir ungemein . . . Sie sehen, ich benehme mich sogleich ganz vertraulich gegen Sie . . . was Teufels! ahmen Sie mir nach!““

„„Herr Graf . . . ich bin wahrhaftig verlegen...““

„„Ich wette,““ fügten Sie bei, indem Sie die Stimme dämpften, als wollten Sie mich dem Geständnisse, das Sie verlangten, fremd lassen, „„ich wette, wir haben ein artiges Liebschäftchen? . . . Wie?““

„„Ah! Herr Graf,““ versetzte der Jüngling, der vor Verwirrung purpurroth geworden war; und ich erhaschte scheue Blicke, die er unwillkürlich gegen mich richtete, während er hinzusetzte: „„Herr Graf, können Sie denken! . . . ich . . .““

„„Bei Gott! ein hübscher Junge wie Sie muß alle Köpfe verdrehen. Auf! erzählen Sie mir von Ihrem Liebschäftchen. Ist die Holde blond? ist sie braun?““

„„Ich bitte Sie flehentlich,““ versetzte Julian, dessen Verlegenheit immer mehr zunahm; „„wenn die Frau Marquise hörte . . .““

„„Beruhigen Sie sich, sie hört nicht; überdies ist die Frau Marquise keine von den mürrischen Spröden, welche nicht begreifen können, daß sich die Jugend belustigen muß. Sie ist eine sehr gute Frau, ohne einen Schatten von Hochmuth, obgleich sie in jeder Hinsicht stolz sein könnte, wie Sie zugestehen werden.““

„„Gewiß,““ stammelte Julian abermals erröthend, „„gewiß, die Frau Marquise . . .““

„„Ist sie nicht entzückend?““

„„Ich würde mir nie erlauben, sie . . .““

„ Sie reizend zu finden? . . . Warum nicht? Sie können offenherzig mit mir sprechen, ich bin ihr Bruder.““

„„Sie, Herr Graf!““ rief der Jüngling mit einem Ausdrucke des Erstaunens, woraus eine Art von unbestimmter, unwillkürlicher Freude vordrang; „„Sie, Herr Graf, der Bruder der Frau Marquise?““

„„Ihr Milchbruder; wir sind von gleichem Alter; dieselbe Brust hat uns genährt, eine wahre Geschwisterschaft wäre auch nicht anders als die unsere; seitdem sie Witwe geworden ist, verlasse ich die Marquise d'Alfi nicht mehr . . . Sie begreifen, mein lieber Julian, daß eine schöne und junge Frau, wenn sie vereinzelt im Leben steht, vielen Widerwärtigkeiten ausgesetzt ist. Mit einem Worte, ich bin für die Marquise ein guter, wachsamer, treuer, ergebener Hund.““

„„Ah! Herr Graf, wie glücklich muß sie sein, daß sie einen Bruder wie Sie gefunden hat!““ sagte naiver Weise Julian, der sich durch den Reiz einer scheinbaren Gutmüthigkeit bestechen ließ, mein lieber Christian, und allmälig zutraulich wurde: „„wie müssen Sie auch die Frau Marquise lieben, sie sieht so gut aus!““

„„Wahrhaftig! . . . Sie finden?““

„Diese Frage fing wieder an den jungen Mann zu beunruhigen; die Augen niederschlagend, erwiederte er:

„„Ich beurtheile die Güte dieser Dame nach dem Empfange, den sie mir hat zu Theil werden lassen, denn ich habe kein Recht auf einen solchen Empfang.““

„„Kein Recht? gehen Sie doch, mein Lieber, Sie sind ein charmanter junger Mann!““

„„Herr Graf, ich verdiene nicht . . .““

„„Sie verdienen im Gegentheil viel, und dann sehen Sie, unter uns gesagt, ich gehöre zu den Leuten, welche beim ersten Blicke Sympathien oder unüberwindliche Antipathien empfinden; Sie aber, mein lieber Julian, gefallen mir ungemein; warum dies? der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß, da dies das erste Mal ist, daß ich Sie sehe. Wir haben noch keine zwanzig Worte gewechselt, wir sind nicht von gleichem Alter, und dennoch fühle ich eine lebhafte Sympathie für Sie; das ist nun einmal so! Was soll ich machen? Wenn Ihnen das unangenehm ist, richten Sie es ein, wie Sie wollen.““

„Diese Worte, mein lieber Christian, wurden mit so viel Entschiedenheit, mit einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit betont, daß Julian, Anfangs erstaunt, dann gerührt, mit bewegter Stimme erwiederte:

„„Herr Graf, ich kann nicht an das, was ich höre, glauben . . . Sie behandeln mich mit einer solchen Güte . . . mich . . . einen armen Notarsschreiber . . . Wahrhaftig, ich begreife nicht . . .““

„„Begreifen Sie oder begreifen Sie nicht, das ist Ihre Sache; nur müssen Sie, wie ich glaube, überzeugt sein, daß meine Zuvorkommenheiten keinen eigennützigen Zweck haben.““

„„Ich glaube es wohl . . . Mein Gott, was bin ich denn?“

„„Sie sind, dessen bin ich sicher, lieber Herr Julian, ein gutes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes; ich aber liebe die guten Kinder ungemein. Diese Sympathie setzt Sie in Erstaunen? Ei! warum sollte die Freundschaft nicht auch so schnell sich bilden als die Liebe? Geschieht es nicht täglich, daß sich beim ersten Anblick, ohne sie gekannt, ohne sie je gesprochen zu haben, ein Mann plötzlich und unwillkürlich in eine Frau verliebt, mag sie nun Kammerjungfer oder vornehme Dame sein?““

Julian, um seine tödtliche Verlegenheit zu verbergen und sich eine Haltung zu geben, nahm von der Platte sein halbvolles Glas und sagte, ehe er es an die Lippen setzte:

„„Herr Graf, ich . . . vermöchte Ihnen nicht zu antworten ... Ich weiß nicht . . . ob die Liebe ...““

„„Ah! bester Herr Julian, Sie sind nicht aufrichtig . . . Sie erröthen bis unter die Augen und . . . mehr noch, statt zu trinken, haben Sie dieses Glas ein wenig neben den Tisch gesetzt, so daß es nun zerbrochen ist . . . Darüber brauchen Sie nicht zu wehklagen! den Teufel! es finden sich noch andere Gläser im Hause; geben Sie sich auch nicht die Mühe, die Scherben auf dem Boden zusammenzulesen, sonst lese ich, auf Ehre! mit Ihnen zusammen!““

„Sie gingen viel zu rasch und zu weit, mein lieber Christian; ich siegelte eiligst meinen Brief und stand auf, um Ihren Unbesonnenheiten ein Ziel zu setzen und Julian zu beruhigen, der trostlos darüber, daß er in Folge der Unruhe, in welche ihn Ihre unkluge Anspielung auf den lebhaften, plötzlichen Eindruck, den ich auf ihn hervorbrachte, ein Glas zerbrochen hatte.

„„Hier, mein Herr,““ sagte ich zu ihm, indem ich auf ihn zutrat; „„hier ist mein Brief für Ihren Herrn Notar; Sie sollen mit zwei Worten erfahren, um was es sich handelt; ich könnte, falls sich eine Besitzung

fände, die mir mehr zusagen würde als diese, mich entschließen, sie zu kaufen; ich bitte Ihren Herrn Notar, wohlverstanden, indem ich ihn für seine Bemühungen entschädige, nach den Landhäusern zu fragen, welche in der Umgegend von Lyon, an den Ufern der Rhone, zu verkaufen wären; ich wünschte durchaus, daß Sie, wenn dies möglich ist, mit diesem Auftrage betraut würden; Sie würden die Güte haben, eine ausführliche Notiz über den Umfang des Gartens, über die Lage und die Beschaffenheit des Hauses abzufassen, und mir diese Notiz zu bringen; Sie würden dieselbe mündlich vervollständigen, wodurch mir die Mühe erspart wäre, eine große Anzahl von Besitzungen zu besuchen, da ich mich, nachdem ich mit Ihnen gesprochen hätte, mein Herr, auf die Anschauung derjenigen, welche mir zusagen dürften, beschränken würde. Sie entschuldigen, mein Herr, daß ich ein wenig despotisch über Sie verfüge, aber es macht mir, ich weiß nicht warum, Vergnügen, auf Ihre Gefälligkeit und Ihre Höflichkeit zu zählen . . . Noch ein Wort: meine Tage sind gewöhnlich durch Spazierfahrten eingenommen, und so würde ich es, ist Ihnen das gleichgültig, vorziehen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir am Abend die Nachrichten zu bringen, die ich von Ihrer Güte erwarte.""

„„Dann, Frau Marquise,"" fügten Sie bei, „„dann komme Herr Julian, wenn er mit Ihnen über diese Angelegenheit zu sprechen hat, um sieben Uhr zum Mittagessen.""

„„Das ist ein vortrefflicher Gedanke, lieber Graf; nur wäre es unbescheiden, verlangten wir von dem Herrn, daß er uns seinen ganzen Abend opfere.""

„Betäubt, verwirrt, hielt sich der unglückliche Knabe für das Spielzeug eines Traumes; er fand kein Wort zu erwiedern; ich las in seinem unschuldigen Gesichte die Verwunderung, die bei ihm diese unerwartete Einladung verursachte, die Freude, die er bei dem Gedanken an

die fortwährenden Beziehungen, welche sich zwischen uns anknüpfen sollten, empfand, den Schmerz, auf ein so schmeichelhaftes Anerbieten nur durch ein albernes Stillschweigen antworten zu können; es verrieth sich endlich bei ihm besonders sein unsägliches Erstaunen darüber, daß er, ein armer Notarsschreiber, sich mit so viel Auszeichnung und Freundlichkeit empfangen, mit so viel Beharrlichkeit von Leuten einer gewissen Gesellschaft bevorzugt sah.

„Pietro kam, ohne es zu wissen, Julian zu Hülfe, indem er eintrat und den Wagen meldete.

„„Mein Herr,"" sagte ich zu dem Jüngling, „ich will nicht länger Ihre Augenblicke mißbrauchen; mein Wagen steht zu Ihren Befehlen. Es bleibt unter uns verabredet, daß Sie die Güte haben, zu uns zum Mittagbrode zu kommen, so oft Sie mir eine Nachricht geben wollen. Nun leben Sie wohl, mein Herr; ich zähle auf einen sehr baldigen Besuch von Ihnen, denn ich bin ungeduldig, zu erfahren, ob ich eine Gelegenheit finden werde, mich hier niederzulassen, oder nicht; das wird ein wenig von Ihrer freundlichen Thätigkeit abhängen, mein Herr; ich werde auch glücklich sein bei dem Gedanken, daß Sie einiger Maßen Theil an der Wahl meines Wohnortes gehabt haben.""

„„Dann, mein lieber Herr Julian, nehme ich für mich die Rechte einer guten Nachbarschaft und eines häufigen Umgangs in Anspruch,"" fügten Sie bei, mein lieber Christian.

„„Frau Marquise . . . Herr Graf . . . Sie erweisen mir zu viel Ehre,"" stammelte Julian von einer Art von Schwindel erfaßt; da er einem Gespräche entgehen wollte, das ihn auf eine köstliche Art marterte, so verbeugte er sich auch vor uns und wandte sich, völlig den Kopf verlierend, gegen eines der Fenster des nach dem Garten geöffneten Erdgeschosses, und er wäre blind-

lings hinausgefallen, hätten Sie ihn nicht am Arme gefaßt und heiter zu ihm gesagt:

„„Ah! kommen Sie doch, lieber Herr Julian, ich will Sie lootsen und in den Wagen bringen.““

Als Sie hierauf bald wieder zurückkamen, fingen Sie damit an, daß Sie sich in einen Lehnstuhl warfen und zum Bersten lachten; nachdem dieser Anfall von Heiterkeit vorüber war, riefen Sie:

„„Der Notarsschreiber ist bezaubert; er glaubt einen Traum von Tausend und eine Nacht zu machen. Er ist wahnsinnig in Sie verliebt, Marquise; er wird oft kommen, und da Sie Niemand hier empfangen wollen, so werden wir durch diesen Dummkopf die lustigsten Abende der Welt haben. Man kann unmöglich naiver, einfältiger, tölpelhafter sein, als dieser Bursche. Wir werden ihn die närrischsten Dinge machen lassen. Achtzehn Jahre alt und von einer solchen Leidenschaft gepackt, wird dieser Unschuldige zu den groteskesten Tollheiten fähig sein. Ich sterbe zum Voraus vor Lachen! Ha! ha! ha! meine Liebe, was für lustige Abende werden wir haben.““

Cornelia war so weit mit ihrem Briefe, als Faustine eintrat und zu ihr sagte:

„Wie, gnädige Frau, schon aufgestanden, ohne mir geklingelt zu haben? . . .“

„Was wollen Sie?“

„Gnädige Frau, der Führer, den Sie verlangt haben, ist da.“

„Er warte! . . . Halten Sie meine Männerkleider bereit und vergessen Sie meine Cigarrenbüchse nicht.“

Während Faustine die Befehle von Cornelia vollzog, fügte diese folgende Worte ihrem an den Grafen gerichteten Briefe bei:

„ . . . Ich unterbreche meinen Brief, mein lieber Christian, um einen Ausflug ins Gebirge zu machen;

bei meiner Rückkehr werde ich dieses Schreiben beendigen."

XXIV.

Unterstützt durch ihre Kammerfrau, zog die Marquise ihre Männerkleider an; ihre geschmeidige, schlanke Taille umschloß an ihren Hüften der Gürtel einer Nankinhose; sie knüpfte um ihren Hals eine weiße Cravate mit breiten, hellblauen Streifen von einem Stoffe dem ihres Hemdes ähnlich; sie bekleidete sich sodann noch mit einer Weste von Bazin, einem leichten Paletot von goldbrauner Popeline und reichte ihr zierliches Füßchen Faustine, welche rasch die Stiefelchen ihrer Gebieterin schnürte.

„Vielleicht," sprach Cornelia mit einer düstern Miene, „vielleicht werden mich diese Wanderungen im Gebirge so sehr ermüden, daß sie mir den Schlaf wiedergeben."

„Es ist dies ein großes Bedürfniß für die gnädige Frau! Auch heute Nacht hörte ich sie wieder im Zimmer auf- und abgehen."

„Gegen Mitternacht entschlief ich . . . Ich hatte einen Traum, einen entsetzlichen Traum!"

„Was für einen Traum, gnädige Frau?"

„Ich sah Julian in den Wellen der Rhone, die ihn fortrissen, sich zerarbeiten; meine Augen konnten sich nicht von den seinigen losmachen, und sein Blick . . . in diesem äußersten Moment . . . oh! . . . sein Blick . . . ich schaudere noch . . . und dann war sein bleiches, sanftes Gesicht noch so schön, trotz des Todeskampfes."

„Wahrhaftig, gnädige Frau, ich kann kaum glauben, was Sie sagen!" versetzte Faustine, indem sie das Stiefelchen der Marquise zu schnüren aufhörte; „Ihre Einbildungskraft muß sehr angegriffen sein, daß Sie solche Träume machen!"

„Das ist wahr; immer denke ich an dieses unglückliche Kind, bald mit Wonne, bald mit Bitterkeit!“

„Aber das wird ja eine Leidenschaft jenseits des Grabes!“ rief die Kammerfrau.

„Ja,“ erwiederte die Marquise d'Alfi, ganz in Gedanken versunken, „ja, ich glaube, das ist eine Leidenschaft jenseits des Grabes.“

„Ei! gnädige Frau, warum haben Sie dann, Sie und der Herr Graf, diesen armen Teufel so schmählich behandelt, daß er sich aus Verzweiflung . . .“

„Nicht wahr, er war schön?“ fragte träumerisch die Marquise ihre Kammerfrau Faustine, auf die sie nicht hörte, „schön . . . wie ein Engel?“

„Wie ein Engel . . . der grüne Handschuhe und Schnürschuhe getragen hätte, denn gnädige Frau, dieser junge Mann . . .“

„Und welch eine anbetungswürdige Unschuld!“ fügte Cornelia bei, die sich immer mehr exaltirte und abermals ihre Kammerfrau unterbrach, „welch ein Gemüth! welche Liebe! welcher Glaube! welche Aufrichtigkeit! welche grenzenlose Ergebenheit! welcher Muth . . . Hat er nicht dem Tode in einem ungleichen Duelle getrotzt! Oh! armer Knabe, wie sehr erregen gegen Dich diese Salonpuppen mein Mitleid! Anmaßend oder dumm, immer falsch und selbstsüchtig, freche Despoten, wenn sie eine Frau beherrschen, feige Sklaven, wenn diese sie unterjocht; man kann sie in ihrem Hochmuthe verletzen, nie im Herzen . . . sie haben keines! Doch Du, liebenswürdiges, sanftes Geschöpf, Du, der Du nur durch das Herz lebtest, ich habe Dich . . . durch ein grausames Spiel im Herzen getroffen! Ja, eines Tags habe ich Dich spielend unter meiner spöttischen Verachtung zerdrückt, wie man in der Zerstreuung einen jener kleinen, harmlosen Nachtschmetterlinge zerdrückt, welche ein trügerisches, tödtliches Licht aus ihrer Dunkelheit hervorzog . . . Ach!

besser als die Reue rächt Dich meine unmächtige verzweifelnde Sehnsucht, unglückliches Kind!"

„Wie, Frau Marquise . . . Sie weinen?" rief Faustine, als sie Thränen in den Augen ihrer Gebieterin rollen sah, „Sie weinen? und mit trockenem Auge haben Sie den Brief gelesen, in welchem vor zwei Jahren der Herzog Balbi, der Ihretwegen im Duell getödtet wurde, von seinem Sterbebette aus einen herzzerreißenden Abschied an Sie richtete! Sie weinen? . . . Das ist das erste Mal, daß ich Sie Thränen seit dem Tode von Fioretta, dem kleinen blauen Papageiweibchen, das Sie anbeteten, vergießen sehe! Wahrhaftig, ich bin ganz verwirrt, Sie haben in Paris, als Sie den Tod dieses Jünglings erfuhren, nicht im Geringsten das Gesicht verändert."

„Und jetzt liebe ich ihn," rief die Marquise mit einem krampfhaften Schluchzen; „das ist wahnsinnig, doch ich liebe ihn!"

„Einen Todten lieben! das ist, wie Sie selbst sagen, Frau Marquise, wahnsinnig . . . Das heißt das Unmögliche wollen . . ."

„Ei! . . eben darum," erwiederte Cornelia, indem sie wüthend mit dem Fuße auf den Boden stampfte. „Die Unmöglichkeit zieht mich an, gerade wie der leere Raum anzieht, wenn man in die Tiefe eines Abgrundes schaut."

Ein zweimaliges leises Klopfen an die Thüre unterbrach dieses Gespräch. Faustine ging einen Augenblick hinaus, kehrte dann wieder zurück und meldete:

„Frau Marquise . . . es ist der Führer, den Sie verlangt haben."

XXV.

Als die Marquise d'Alfi aus ihrer Wohnung zu dem Führer hinabging, hatte sie ihre schwarzen Haare

unter einem breiten Strohhute verborgen, und ihre Männerkleider gaben ihr den Anschein eines Jünglings von vollendeter Schönheit; nachdem ihre Thränen getrocknet waren, hatten ihre Züge wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck höhnischen Stolzes angenommen und offenbarten in keiner Hinsicht den verzweiflungsvollen Kummer, dessen Geheimniß Faustine allein besaß.

Als er diese Frau erblickte, die er des Todes seines Sohnes bezüchtigte, erbleichte Robert leicht, trotz seiner Selbstbeherrschung, und aus Furcht, seine Empfindungen zu verrathen, wagte er es nicht, seine Augen zu Cornelia aufzuschlagen; diese sprach mit einem Tone gebieterischen Vorwurfs zu ihm:

„Warum seid Ihr gestern nicht gekommen, wie ich es befohlen hatte?“

„Ich konnte nicht, Madame.“

„Ich sagte doch dem Gärtner, ich werde Euch bezahlen, so viel Ihr wolltet.“

„Ich begnüge mich mit dem, was Sie mir geben.“

„Erinnert Euch, daß ich es nicht liebe, wenn man mir widerspricht; dann werdet Ihr Euch nur zu meiner Freigebigkeit Glück zu wünschen haben.“

„Ich werde mich bemühen, Sie zufrieden zu stellen, Madame.“

„Ihr kennt also die Gegend genau?“

„Ja, Madame.“

„Könnt Ihr mir als Führer im Gebirge dienen?“

„Ja, Madame.“

„Ich wünsche besonders den Gipfel der Tournette zu besteigen: können wir heute diesen Gang unternehmen?“

„Oh! nein, Madame; um die Tournette zu besteigen, muß man bei Nacht abgehen, und man kann kaum am Abend desselben Tages zurück sein; überdies hat es heute Morgen viel gregnet, der Himmel ist finster, die Wolken hängen niedrig, und auf der Hälfte des Berges

angekommen, befänden wir uns mitten unter dichten Nebeln, die uns alle Ansichten verbergen würden; um diese zu genießen, muß man ein helles Wetter abwarten; dann sieht man von der Höhe der Tournette aus sehr weit."

„Wohin werden wir also heute gehen?"

„Madame, sind Sie schon auf der Straße nach Thones zur Brücke von Saint-Clair gegangen?"

„Nein . . . Ist die Gegend schön?"

„Ich verstehe mich nicht hierauf; ich weiß nur, daß der Strom am Fuße großer Felsen hinrollt, von denen mehrere Cascaden herabfallen."

„Gut, wenden wir uns nach dieser Seite; ist es weit dahin?"

„Von hier aus, Madame, braucht man zwei Stunden, um sich zur Brücke von Saint-Clair zu begeben, und ebenso viel braucht man zur Rückkehr."

„Es ist erst eilf Uhr . . . Vorwärts!"

Hienach verließ die Marquise d'Alsi ihre Wohnung und folgte ihrem Führer, der ein paar Schritte vor ihr ging.

Vier Hauptwege führten vom Dorfe Veyrier zur Brücke von Saint-Clair; alle vier sind bewunderungswürdig pittoresk.

Robert wählte denjenigen, welcher, immer breit, eben und fahrbar, sich um die Ufer des Sees gegen das Dorf Barattes hinzieht und sich dann beim Dörfchen Vignère der Landstraße nach Thones anschließt, die so wechselreich in ihren verschiedenen Ansichten: man urtheile selbst. Rechts und so hoch das Auge reichen kann, ist der nördliche Abhang des von seiner Base bis zu seinem Gipfel mit einer üppigen Vegetation bedeckten Veyrier-Berges; die Pappeln, die Buchen, die Tannen, an denen der Ephen und die Waldreben mit ihren wohlriechenden Blumen hinaufranken, vermischen die Nuancen ihres Blätterwerks; da und dort erblickt man auf der halben Höhe des Berges

große mit Rasen bewachsene Lichtungen, welche die Natur, zwischendurch Baumgruppen streuend, wie einen Park hieher geworfen hat. Links von der Straße, wenn man nach Thones geht, hebt sich vom Horizont die fünf- bis sechstausend Fuß hohe Kette des Parmelan ab; man kann sich nichts Originelleres, nichts Eindrucksvolleres denken, als diesen Gipfel; man sollte glauben, es wären die Trümmer eines durch die Titanen aus dem Felsgesteine ausgehauenen Schlosses! Seine Thürme, seine Bastionen, seine gezinnten Mauern mit ihrer bewunderungswürdigen Färbung entwickeln sich auf der Firste der Prairien sitzend, welche diese Berge mit ihrem Teppiche schmücken, auf einer Strecke von mehreren Meilen und beherrschen die Landschaft; darunter umschließt der Abhang des Naves-Berges das gleichnamige Thal, das der Weg nach Thones bis zur Brücke von Saint-Clair überragt.

Köstliches Thal! die Futterpflanzen, die Gerste, der Hafer, die Weinrebe, die Obstbäume sind im Ueberflusse auf dem malerischen Terrain vorhanden: hier tapezirt der Klee mit hochrothen Blüthen die Ränder einer zweihundert Fuß tiefen Schlucht, von deren Höhe eine Cascade brausend herabfällt; Weinreben mit saftigen, dunkelrothen Trauben beladen brüsten sich freudig im Süden, gegen den Nordwind durch eine schwarze, kahle Kalkbank geschützt; anderswo wogen die Maisstengel, aus welchen Kolben von goldgelbem Korn hervorkommen, am Rande der Abstürze; an der Seite einer Abdachung hängende Kürbispflanzen breiten ihre mächtigen Blätter und ihre orangefarbig und weiß gerippten ungeheuren Früchte aus, während an der Senkung einer Schlucht Schminkbohnen mit scharlachrothen Blumenblättern in anmuthigen Pyramiden an langen Stangen hinaufkriechen; einige durch die Zeit untergrabene und vom Gipfel des Berges gestürzte Felsblöcke sind in das

Thal hinabgerollt; ihre mit Schnee bedeckten Massen werden von einem blühenden Erbsenfelde umgeben; halb in Gruppen von Nußbäumen und Lerchen verborgene Häuser stehen mitten auf den beinahe senkrechten Bergabhängen, und vom Rande der Straße aus sieht man unter sich den bläulichen Rauch der Kamine wirbeln. Anderswo hat der donnernde, schäumende, springende Strom zu Ufern fette Weiden und Obstgärten beladen mit purpurroth gesprenkelten Aepfeln und gelben Birnen, deren süßer Wohlgeruch sich mit dem der veilchenblauen Pflaumen vermischt; im Hintergrunde dieses Thales endlich, dessen lachende Fruchtbarkeit auf eine so originelle und reizende Art mit den Alpenhöhen, die es umrahmen, contrastirt, fließt der launenhafte Fier; hier rasch, aber so friedlich, so rein, daß man durch seine klare, wie Meergras grüne Welle die Kieselsteine zählen kann, auf denen er mit einem sanften Gemurmel hingleitet, nimmt sein tiefes Wasser anderswo unter dem Gewölbe von einigen durch den Strom ausgewühlten Felstheilen unglaublich lebhafte Tinten, Reflexe, Durchsichtigkeiten an: bald ist es das dunkelste Ultramarin, bald die glänzende Härte des Grünspans, schillernde Nuancen, häufig mit Gold gestreift von ein paar Sonnenstrahlen, welche durch die Zweige der Bäume aller Art dringen, mit denen die Abdachungen am Strome beinahe überall bepflanzt sind; an anderen Orten schäumt und tost der Fier in einem eng geschlossenen Bette, in dessen Tiefe Felsstücke gerollt sind. Die Zeit und die Thätigkeit des Gewässers haben die Ecken dieser halb unter Wasser stehenden Felsblöcke abgenutzt, gerundet und geglättet, und sie bieten oft dem Auge die bizarrsten Formen; zuweilen glaubt man ungeheure Mastodonte unbeweglich mitten im Strome zu sehen, der fortwährend ihre Flanken und ihre schwärzlichen Kreuze peitscht, von denen ein silberner Schaum herabrieselt.

Wechselnd in den Ansichten, die er bietet, wie das Meer, heute ruhig und stumm, morgen finster und durch den Sturm aufgewühlt, toste der Fier durch die Regen der Nacht, durch den Zufluß der Bäche und der Wasserfälle angeschwollen, an diesem Tage, schlammig, furchtbar. Ungefähr dreihundert Fuß über der beinahe senkrecht laufenden Straße nach Thones, an der Stelle, wo sich gerade die Marquise d'Alfi und ihr Führer befanden, verdunkelte dickes, graues Gewölk den Himmel, während da und dort beinahe matt weiße Wetterwolken sich an der halben Höhe der höchsten Berge hinschleppten und deren mit Rasen bewachsene und von schwarzen Tannen bekränzte Gipfel entzwei schnitten; anderswo entrollten sich Rauchwogen ähnlich diese Dünste langsam in der Tiefe einer abschüssigen Schlucht, oder sie entblößten wohl auch, in den Raum hinaufsteigend und sich wie Gazeschleier zusammenfaltend, dem Auge durch ihre Oeffnungen ferne Horizonte.

XXVI.

Robert und Cornelia waren lange gegangen: sie befanden sich in einer nur geringen Entfernung von der Brücke von Saint-Clair. Die Anfangs ebenso lachende als wechselreiche Landschaft wurde wild, finster und majestätisch; die Straße verengte sich zwischen dem Strome, den sie überragte, und ungeheuren gelblichen, schwarzgestreiften Felswänden; an ihrem Kamme durch einen riesigen Riß getrennt, schienen sie sich an ihrer Base wieder verbinden und die Straße bei ihrer ersten Biegung durchschneiden zu müssen. Durch den zwischen beinahe senkrechten Felswänden gelassenen Ausschnitt sah man in der Ferne am Horizont den ungeheuren Kegel des Alex-Berges, halb in den Wolken verborgen, sich erheben.

Nie träumte Salvator Rosa von einem Gemälde von so düsterer Größe! . . . Von dieser Schlucht aus sah man zu seinen Füßen den Strom, über sich den Himmel und auf einige Schritte Cascaden, welche, durch den Strom angewachsen, von den Felsen hinabschäumten und auf der Straße einen feuchten Staub verbreiteten . . . Ihr Rauschen, das Tosen des Fier, dessen Wasser voll Wuth unter den einzigen Bogen der Brücke von Saint-Clair stürzten, das Pfeifen des Windes, der Anblick dieser einsamen, durch einen Dom von niedrigen, gedrängten Wolken verdüsterten Orte, ergriffen Cornelia mächtig. Die Straße war öde; so weit das Auge ihren Krümmungen folgen konnte, sah man Niemand.

„Madame," sagte Robert zu ihr, „wenn Sie nicht Angst haben, so schreiten wir über die Brücke, gehen dann links auf dem Wege weiter, den man die alte Römerstraße nennt, und von jenem Felsen herab, welchen Sie dort senkrecht über dem Strome emporragen sehen, werden Sie einen herrlichen Anblick genießen; doch man muß im Kopfe fest sein, um . . ."

„Vorwärts," unterbrach die Marquise ihren Führer, „ich fürchte nichts."

XXVII.

Gefolgt von Cornelia, verließ Robert die Straße nach Thones, welche rechtwinkelig von der Saint-Clair-Brücke durchschnitten wird, schritt über dieselbe, wandte sich links und fing an eine Art von Treppe zu ersteigen, welche die Römer aus dem Gesteine ausgehauen hatten; dann, nach einem Marsche von ein paar Minuten, verließ er diesen Weg, stieg auf einen Felsblock, winkte Cornelia voranzugehen und sagte zu ihr:

„Sehen Sie."

Die Marquise d'Alfi stellte sich nach der Andeutung ihres Führers auf eine kaum vier bis fünf Schritte breite Plattform; von hier aus war das Schauspiel erschrecklich: zu den Füßen der Marquise und in einer ungeheuren Tiefe donnerte der schlammige Strom unter den Felsen, die sein Bett versperren; es war ein Brudeln, ein Wirbeln von einer Schnelligkeit, um schwindeln zu machen, ein Lärmen, um taub zu machen! Angeschwollen, zusammengepreßt, zurückgedrängt durch die Hindernisse, drehten sich die Wellen, sprangen sie, höhlten sie sich aus, kehrten sie um und krümmten sie sich in heftig einander widerstrebenden Strömungen, mitten unter gelblichen Schaumwogen, die sich an den halb unter Wasser stehenden Felsblöcken brachen; in diesem Schlunde, unter wüthende, die ungeheuren Steine peitschende, erschütternde Wellen gestürzt, wäre ein menschliches Geschöpf nicht ertrunken, sondern zermalmt, in Fetzen von Fleisch und Knochen zerrissen worden.

Dieser Gedanke kam unseliger Weise der Marquise, welche der Anziehungskraft des leeren Raumes, dem Blendwerke der Gefahr unterlag; den Blick getrübt durch die schwindelhafte Schnelligkeit des Fier, das Ohr betäubt durch das gewaltige Rauschen des Windes, des Stroms und der Wasserfälle, bebend, unbeweglich, wohl fühlend, daß einen Schritt vorwärts gehen in den Abgrund fallen hieß, aber zugleich ohne Kraft, einen Schritt rückwärts zu machen, stand Cornelia versteinert da.

Robert, der sich hinter der Marquise, unbemerkt von ihr, befand, konnte in diesem Augenblick die Maske der Gleichgültigkeit, die er angenommen, abwerfen . . . Der Abscheu, den ihm diese Frau einflößte, brach plötzlich in seinen vor Haß und Verzweiflung erschrecklichen Zügen hervor; der Anblick dieses Stromes erinnerte ihn an die Wellen der Rhone, in die sich Julian, hingetrieben zum Selbstmorde durch dieses Geschöpf, gestürzt hatte, und sie war da . . . zum Abgrunde vorgeneigt.

Robert streifte zweimal mit seinen vor Wuth krampfhaft zusammengezogenen Händen die Schultern von Cornelia, bereit, sie in den Strom zu schleudern, doch zweimal fielen seine Arme wieder zurück, und er sagte zu sich selbst:

„Nein, noch nicht . . . erwarten wir ihren Mitschuldigen . . . den anderen Henker!“

Immer unbeweglich, geblendet durch die Gefahr, schauerte die Marquise plötzlich.

Sie erinnerte sich ihres Traumes in der vergangenen Nacht, wo sie Julian mit dem Tode ringend, fortgerissen durch das ungestüme, brausende Gewässer der Rhone gesehen hatte! . . . Bald zeigte ihr die Luftspiegelung ihres verwirrten Geistes mitten unter einem Schaumwirbel das leichenbleiche Gesicht des Jünglings, der seine erloschenen Augen auf sie heftete.

Unfähig, eine Bewegung zu machen, fühlte die Marquise, wie ihre Kniee zitterten, wie ihr Körper sich gegen den Schlund neigte; sie stürzte darein, wäre sie nicht zurückgehalten worden durch Robert, der sie kräftig an sich zog und ihr zurief:

„Nehmen Sie sich doch in Acht, Madame, Sie werden fallen!“

Anfangs vernichtet durch den Schrecken, blieb Cornelia einen Augenblick beinahe träge in den Armen ihres Führers; dann aber sammelte sie wieder ihre Lebensgeister und rief, über ihre Schwäche erröthend:

„Schmach und Schande, ich habe Angst gehabt!!!“

Rasch machte sie sich von den Armen von Robert los, stürzte nach dem Felsen, von dem sie beinahe in den Schlund hinabgerollt wäre, kreuzte ihre Arme auf ihrem wogenden Busen, trat bis an die äußerste Grenze der schmalen Plattform vor, beugte sich, so weit sie konnte, hinaus, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und betrachtete diesmal den Strom, ohne daß sie erbleichte. Nach einigen Augenblicken zog sie aus der

Tasche ihres Paletot eine mit Cigarren gefüllte Büchse, zündete eine an, wandte sich gegen Robert um und sagte zu ihm, während sie den bläulichen Rauch des türkischen Tabaks wirbeln machte:

„Der Abgrund ist wahrhaftig schön!“

In dem Augenblicke, da Cornelia diese letzten Worte spricht, strahlt plötzlich die lange durch dunkle Wolken, welche allmälig der Hauch des Windes zerstreut hat, verdunkelte Sonne in vollem Glanze, und dieses bis jetzt düster großartige Gemälde verändert wie mit einem Schlage seinen Anblick.

Zuvor von einem finstern, unfreundlichen Tone, färben sich die Felsen mit warmen Tönen, welche ihre Vorsprünge und Kämme schärfer in das Auge treten lassen; das Moos vom Bette der Cascaden, in welchem sie sich hier in langen silbernen Bändern, dort in weißen Flächen hinschlängeln, bekommt eine goldglasirte grüne Farbe; an tausend Stellen spiegeln ihre Wasser, brillantiren sie sich; der feuchte Nebel, der sich nach ihrem Falle verbreitet, erscheint in den wechselnden Feuern des Regenbogens; eindringend in die Oeffnung mehrerer Grotten, aus deren Hintergrund die Cascaden hervorspringen, spielen die Sonnenstrahlen darin auf dem Grün und dem Mauerkraut, mit dem diese geheimnißvollen, kühlen Höhlen tapezirt sind, in denen nach naiven Legenden die kleinen Feen der Wasser, wenn es Nacht geworden ist, beim Mondscheine ihre zierlichen, rosigen Körper in der Krystallwelle baden.

Beständig tosend, schäumend und springend, aber immer weniger getrübt durch den Zufluß der Wasser des Regens, der am Morgen zu fallen aufgehört hatte, fängt der Strom an blau zu werden; sein Schaum beperlmuttert sich; die glänzende, glatte Oberfläche der von den Wellen gepeitschten Felsen reflectirt auch die funkelnden Sonnenstrahlen; durch den Ausschnitt der zwei Kalkwände, die sich über der Brücke von Saint-

Clair erheben und, in den Schatten getaucht, eine kräftige Gegenstellung bildeten, erscheinen in der Ferne die zauberhaften Zugänge der Thäler von Thones, Dingy und Menthon, übergossen von einem blendenden Lichte.

Eine Veränderung der Decoration, in der Oper ausgeführt, würde allein, so weit die ärmlichen, scheinbaren Schönheiten sich der unvergleichlichen Majestät der Effecte der Natur nähern können, würde allein, sagen wir, einen Begriff von dieser raschen, durch das plötzliche Strahlen der Sonne bewerkstelligten Verwandlung geben.

Betroffen von der wunderbaren Landschaft, die sie durch den Ausschnitt der Felsen bei der Brücke von Saint-Clair erschaute, fühlte sich die Marquise d'Alfi in dem Augenblick, wo sie sich umwandte, um das Wort an ihren Führer zu richten, von einer so gewaltigen Gemüthsbewegung, von einem solchen Aufschwunge der Begeisterung ergriffen, daß sie, nachdem sie ausgerufen: „Das ist wahrlich erhaben!" rasch die alte Römerstraße hinablief, über die Brücke eilte, der Straße nach Thones folgte, welche jenseits des Bogens von Saint-Clair sich fortwährend längs dem Strome hinzieht, und erst anhielt, als sie mit einem Blicke das zauberhafte Gemälde zu ihrem Entzücken umfassen konnte.

XXVIII.

Keuchend von ihrem hastigen Laufe, kam Cornelia endlich zu dem Brückchen, das sich in geringer Entfernung von der Glashütte von Alex findet. Von diesem Orte, dem Durchschnittspunkte der vier in diesem Theile der Alpenkette eingeschlossenen Thäler, ist der Anblick feenhaft; man hat vor sich das Thal von Thones, welches

auf das von Naves folgt, rechts das Thal von Menthon und links das von Dingy.

Ebenso lachend, ebenso fruchtbar, ebenso verschiedenartig angebaut als das Thal von Naves, wie dieses umgeben von Bergen, welche grün von ihrer Base bis zu ihrem Gipfel, wie dieses bespült von zahllosen Bächen, wie dieses bewachsen mit Bäumen von allen Arten und von einer üppigen Vegetation, bieten doch die zuletzt genannten drei Thäler jedes ihren eigenthümlichen Anblick, ihren besonderen Charakter.

Die Weiden von Dingy steigen beinahe senkrecht bis zu den ersten Schichten vom Kamme des Parmelan, dieses bizarren Berges hinauf, dessen felsiger Gipfel einer von den Titanen gebauten Feste gleicht. Nichts kann einen Begriff von den drei bis vier tausend Fuß hohen, mit sammetartigen Prairien bedeckten, mit einer Menge von Alpenblumen besprenkelten Abhängen geben, von diesen Abhängen, welche so jäh, daß bei der Heuernte die Mäher dieser beinahe senkrechten Wiesen sich nur mittelst eiserner an ihren Schuhen befestigter Krampen aufrecht halten können; sind die Wiesen gemäht, so häuft man das Futter in ungeheuren Schobern auf und läßt sie in die Tiefe des Thales wie Lawinen von blühendem Grün rollen; auf der Mitte des Berges sind es buschreiche Gehölze, mit Liebe angebaute Felder, welche ein paar Hütten oder ein auf dem Abhange gebautes Dörfchen umgeben; dann folgen das Bassin von Dingy, seine schönen Bäume, seine reichen Fluren, seine Getreidemühlen, seine Sägemühle, deren mächtige Räder durch den Bach, welcher sich in den Fier ergießt, getrieben werden; endlich ist es der Flecken malerisch gruppirt im Schatten der herrlichen Nußbäume, welche der mit Blech beschuppte Kirchthurm beherrscht.

Das Thal von Menthon erstreckt sich bis an das Ufer des Annecy-Sees und seine sanft wellenförmigen

Abhänge sind unerschöpflich an reizenden Einzelnheiten lebendige Quellen, die sich zwischen den entblößten Wurzeln eines hundertjährigen Baumes Bahn brechen, murmeln im hohen Grase; Gehölze von Lerchenbäumen und Tannen erheben sich amphitheatralisch auf einem Boden, den ein mehr als fußdickes Mooslager bedeckt, ein frischer Teppich, gestickt mit kleinen rosenfarbigen, wohlriechenden Schweinsbroden, der weich und wollicht unter den Tritten nachgibt; die, auch von einem grünen Mantel bekleideten, Berge, in welche dieses Thal eingeschlossen ist, sind merkwürdig durch den Wechsel ihrer Linien, die überall eine wunderbare Originalität entwickeln; unter Anderem der ungeheure Kegel von Alex, eine Pyramide von Prairien und Wäldern, überragt von einer Mauerkrone, welche die Auszackung der Felsen bildet; am Ende des Thales erheben sich die Thürme des alten, wie ein Adlerhorst auf die Firste seines Felsen gesetzten, Schlosses Menthon; als äußersten Gesichtspunkt hat man endlich die bläuliche Aufhäufung der Berge, deren Kämme, Gipfel und Spitzen über dem Bassin von Talloires emporragen.

Das Thal von Thones bietet einen ganz verschiedenartigen Anblick; es ist schon das, was man das g r o ß e G e b i r g e nennt; in der That, es vergrößert sich Alles noch, und im Norden besonders gewinnt die Natur an Majestät das, was sie an Anmuth verlieren kann; ungeheure Verhältnisse erreichend, thürmen sich die Tannenwälder zu Höhen auf, welche der Blick nicht zu messen vermöchte, denn ihr dunkelgrüner Gipfel verbirgt sich beinahe immer in den Wolken; doch auf dem östlichen Abhange findet man wieder das Wogen der reifen Aehren, das wechselreiche Colorit der künstlichen Wiesen, die frischen, üppigen Weiden; die Häuser der Dörfchen, welche beinahe alle als Chalets mit langen, abhängigen Dächern gebaut sind, vervollständigen die Landschaft. Weiter entfernt, wenn man sich der Stadt Thones nähert,

fallen bewunderungswürdige Cascaden, wie die von Morette, von einer Höhe von dreihundert Fuß herab, oder kommen brausend aus unterirdischen Gewölben hervor, deren Tiefe man nicht kennt, verbreiten ihre krystallenen Wellen mitten unter den Felsen und theilen sich in tausend die Wiesen durchlaufende Bäche.

Was aber zu schildern man unterlassen muß, das sind die zauberhaften Effecte von durchsichtigem Schatten und blendendem Licht, diese frischrothen Dünste, diese goldenen Glasuren, welche die im Sinken begriffene Sonne auf alle in den vier ungeheuren Thälern aufgehäufte Wunder der Vegetation warf, die Cornelia, mitten auf der Brücke von Alex stehend, nach und nach mit einem entzückten Auge umfaßte; sie blieb stumm, schauernd, von einem neuen Schwindel erfaßt, doch dieser, der süßeste der Schwindel, grenzt an das religiöse Gefühl durch die Bewunderung, die uns die Macht und die unermeßlichen Schätze der Schöpfung einflößen.

Die Marquise d'Alfi, diese stolze, übersättigte, eherne Frau faltete die Hände, ihre Augen befeuchteten sich und sie rief aus:

„Wie schön ist das . . . mein Gott, wie schön ist das!"

Diese Worte wurden von der Marquise mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Dankbarkeit gegen die unbekannte Allmacht betont, welche, ohne Ende und ohne Anfang, von Ewigkeit erzeugt hat, erzeugt und erzeugen wird die sichtbaren oder unsichtbaren, neuen oder alten Welten, die im Raume gravitirten, gravitiren und gravitiren werden.

Cornelia fühlte ihr verhärtetes Herz in einer anbetungswürdigen Extase schmelzen und athmete die Natur durch alle Poren, durch alle Sinne ein; sie empfand jene frommen Genüsse, welche weder der Ruhm, noch die Liebe, noch die Wollust, noch der Reichthum je zu geben vermögen! So die Wunder der Schöpfung anstaunend,

schätzend, erhob sich Cornelia bis zu der himmlischen Sphäre, wo unsere Seele, unsterblich wie die Gottheit, sich mit dieser vermischt.

XXIX.

Schweigsam und düster, betrachtete Robert die Marquise d'Alsi; betroffen von der Gemüthsbewegung, welche sie beim Anblicke der Natur zu ergreifen schien, sagte er zu sich selbst voll Bitterkeit:

„Dieses Ungeheuer ist gerührt beim Anblicke der Thäler und der Berge . . . und seine höllische Grausamkeit hat meinen Sohn zum Selbstmorde angetrieben! Dieses Weib hat ihn kalt gemartert, hingeschlachtet . . . und sie vergießt Thränen in Bewunderung einer Landschaft! Die gute Seele! oh! ich empfinde eine wilde Freude bei dem Gedanken, daß ich bis zur Ankunft des Mitschuldigen dieser Frau ihr Leben schwebend an einem Faden über Abgründen halten werde, zu denen sie mir ohne Mißtrauen folgen wird, da ich ihr heute das Leben gerettet habe."

„Mir scheint, ich mache einen blendenden Traum," sagte Cornelia, in Bewunderung versunken, während sie sich auf einen der vier Weichsteine setzte, welche am Ende der kleinen Brücke angebracht waren. „Was ich fühle, ist neu und seltsam. Oh! seltsam! Ist es eine Offenbarung?" fügte sie mit nachdenkender Miene bei; dann, nachdem sie einige Augenblicke gezögert, wandte sie sich an ihren Führer, der, auf seinen langen Stab gestützt, ein paar Schritte von ihr stehen geblieben war, und sprach mit einem Ausdruck von Güte, der ihrem gewöhnlich herben, hochmüthigen Tone eine außerordentliche Milde verlieh:

„Ohne Euch wäre ich vorhin in den Strom ge-

fallen; ich werde den Dienst, den Ihr mir geleistet, nicht vergessen."

Robert verbeugte sich, und die Marquise fuhr fort:

„Seid Ihr verheirathet? habt Ihr Kinder?"

„Ich habe . . . ich habe kein Kind mehr."

„Ihr hattet eines?"

„Ich hatte einen Sohn . . ."

„Und dieser Sohn? . . ."

„Er ist todt."

„Armer Mann! . . . Ihr wendet den Kopf ab, Eure Stimme bebt . . . Ihr beklagt also sehr den Verlust dieses Sohnes?"

„Genug, Madame!" murmelte Robert, indem er sein Gesicht in seinen Händen verbarg; seine Verstellungskraft war erschöpft, und er befürchtete, sich zu verrathen. „Oh! genug! . . ."

„Ich werde kein Wort mehr beifügen, denn ich achte Euern Schmerz und wollte ihn nicht wiederbeleben. . . . Die Theilnahme allein flößte mir meine Worte ein. Ich möchte gern erkenntlich sein für den Dienst, den Ihr mir geleistet. Was kann ich für Euch thun?"

„Nichts."

„Wie! nichts? . . ."

„Sie werden mir meinen Tagelohn bezahlen, wenn ich Ihnen als Führer diene, das ist Alles, was ich verlange."

„Gut, und ich gedenke Euch oft zu verwenden, denn der heutige Spaziergang . . ." Hier unterbrach sich Cornelia; nachdem sie aber einige Augenblicke geschwiegen, fragte sie: „Ihr habt also keine Familie hier?"

„Nein," antwortete Robert mit einer kaum bewältigten Ungeduld, „ich lebe allein in einem vereinzelten Gemäuer, das man mir zu bewohnen erlaubt hat."

Das gezwungene Wesen und das Barsche der Antworten ihres Führers wahrnehmend, dachte die Marquise d'Alsi, dieser Mann, welcher wohl wenig zu reden pflege,

und von mürrischem Charakter sei, wolle das Gespräch rasch endigen, und so stand sie von dem Steine auf, auf den sie sich gesetzt hatte, und fragte:

„Auf welchem Wege kehren wir nach Veyrier zurück?“

„Wenn Sie durch das Thal von Naves zurückkehren wollen, Madame, statt wieder der Straße von Thones zu folgen, so werden Sie neue Ansichten genießen, da Sie diese lieben.“

„Vorwärts,“ sprach Cornelia, indem sie einen Blick des Bedauerns auf die Thäler warf, die sie hinter sich ließ. „Geht, ich folge Euch.“

Robert schritt in Begleitung der Marquise über die Brücke von Saint-Clair hin, welche nach der alten Römerstraße führt; er ließ zu seiner Rechten die Trümmer einer ehemaligen Abtei, und schlug den schattigen Weg nach dem halb unter seinen Gruppen von Nußbäumen verborgenen reizenden Dorfe Naves ein; dann erreichten die Marquise d'Alfi und ihr Führer eine über den Fier gebaute hölzerne Brücke, gelangten zur Landstraße von Thones, gingen nach der Passage von Annecy-le-Vieux am Ufer des Sees hin und kamen in der Abenddämmerung im Dorfe Veyrier an.

XXX.

An dem auf ihren Spaziergang nach der Brücke von Saint-Clair folgenden Tage setzte die Marquise d'Alfi ihren an den Grafen Christian gerichteten Brief fort.

. . . .

„Mein lieber Christian, ich habe Sie gestern in dem Augenblick verlassen, wo ich zu einem Ausfluge ins Gebirge abging; ich bin nun zurückgekehrt; wir wollen, jedoch abgekürzt, diese Prüfung der Vergangenheit ver-

folgen, die Ihnen für das Verständniß der Gegenwart sehr nothwendig ist.

„Ich war also Ihre Genossin bei dem feigen, grausamen Spiele, dessen unschuldiges Opfer Julian sein sollte. Durch einen Zufall, der uns nach Wünschen bediente, trat sein Vater eine ziemlich lange Reise an; mein vorgebliches Verlangen, eine mir zusagende Besitzung in der Gegend von Lyon zu finden, die Freigebigkeit, mit der ich dem Notar das bezahlte, was er die Gebühren seines Schreibers nannte, boten diesem häufig Gelegenheit, mich zu sehen; immer mehr angezogen, bezaubert, geblendet durch meine Coquetterie, widmete uns dieser unglückliche Knabe alle seine Abende: er wurde Ihr Lustigmacher und mein Märtyrer.

„Lange fragte ich mich, wie eine Frau, wie ich, und sogar ein Mann, wie Sie, müßig, boshaft genug haben sein können, um ein Geschöpf von einer engelischen Sanftmuth und einer rührenden Treuherzigkeit zu foppen und zu quälen; doch seitdem ich Sie kalt beurtheilen kann, mein lieber Christian, und seitdem ich über mich nachgedacht habe, erkläre ich mir diese Sache.

„Fangen wir mit Ihnen an:

„Sie sind sehr schön, Sie sind sehr elegant, Sie sind ein Mann von außerordentlich gutem Tone; die erkünstelte Gesellschaft, in der wir unser Leben zugebracht haben, ist Ihr natürliches Element; Sie scheinen darin vortrefflich; Sie besitzen besser als irgend Jemand den Jargon der Salons, Sie schwatzen köstlich die Verleumdungen des Tages, Sie zeichnen sich aus im Hinschleudern von jenen Worten, von jenen Nichtsen, welche so schillernd, so leer als Seifenblasen; Sie sind endlich Meister in jenen eitlen Dingen, aus denen ein betäubendes Gespräch besteht, an welchem fünfundzwanzig bis dreißig Personen Theil nehmen, die mit Prätensionen Sturm laufen und weniger reden, um begriffen, als um gehört zu werden; Sie haben nicht Ihres Glei-

chen, mein lieber Christian, um eine Frau zu nöthigen, durch eine Wendung, die sie ihnen geben, gewisse Scherze zu dulden, über deren Rohheit Lackeien erröthen müßten.

„Was soll ich Ihnen noch sagen? Am Schlage meines Wagens bei einer Spazierfahrt auf dem Corso reitend, hinter mir in meiner Loge in der Oper oder auch auf dem Balle stehend, hingerissen durch einen Walzer in zwei Tempi, waren Sie wirklich bemerkenswerth... zu bemerkenswerth, denn, wie ich Ihnen oft gemerkt habe, Ihre Schönheit compromittirt die Frau, mit der Sie sich beschäftigen, wenn sie ein wenig das Geheimniß liebt; Sie sind mit einem Worte zu auffallend.

„Aber, mein lieber Christian, ich muß es Ihnen wohl sagen: Sie haben nichts im Gemüthe, nichts im Geiste; Sie sind allerdings ein sehr glänzender Mann, denn Sie reflectiren die Spiegelung der Welt auf eine blendende Art; da Sie jedoch mit keiner Art von Werth eigenthümlich begabt sind, so geht hieraus hervor, daß Sie, getrennt von dem, was Ihren entlehnten Glanz erzeugt, beklagenswerth, verdrießlich und matt werden. Sie bieten nicht das geringste Mittel der Unterhaltung, wenn man mit Ihnen unter vier Augen ist; Sie sind außer Stand, ein Gespräch eine Stunde lang zu behaupten; ich muß gestehen, das berührte mich ziemlich wenig bei der ersten Glut unserer Verbindung; als ich aber später und schon vor meiner Ankunft in Lyon der ruhigen Genüsse der Einsamkeit theilhaftig werden und es versuchen wollte, mit Ihnen die Reize einer vertraulichen Plauderei zu kosten, wobei sich der Geist und das Herz ergießen, da war es mir unmöglich, unsere Conversation über zehn Minuten auszudehnen; ich wollte es mit der Musik und der Lecture versuchen, doch die Musik und die Lecture schläferten Sie ein; zärtlicher Weise machten Sie mir dann den Vorschlag . . . Schach zu spielen!! Einmal habe ich einen Widerwillen gegen jede

Art von Spiel, und dann kam mir der Gedanke, uns verliebt unter vier Augen über Evolutionen des Königs, des Springers und des Thurmes nachsinnen zu sehen, so unglaublich lächerlich vor, daß ich, um Ihnen das Gewicht unseres vertraulichen Verhältnisses zu erleichtern, meine Thüre einigen Freunden öffnete. Oh! da fanden Sie plötzlich wieder Ihr Geschwatze, welches nicht minder unversiegbar als das meines Papageiweibchens Fiorella, dieses zierlichen, phantastischen Thierchens. Sobald die Kronleuchter angezündet waren, sobald dieser Vogel sein glänzendes Gefieder in den Spiegeln reflectirt sah, ging er aus seiner verdrießlichen Schweigsamkeit heraus und schwatzte und schwatzte und schwatzte, doch so hübsch und besonders so unaufhörlich, daß es ein Zauber war . . . wenn es nicht unerträglich wurde.

XXXI.

„Während meines Aufenthaltes in Lyon, mein lieber Christian, war ich, da ich mich in einem fremden Lande befand, wo ich Niemand kannte und Niemand kennen lernen wollte, nicht im Stande, Ihnen wie in Venedig oder Florenz die schwere Bürde unseres Alleinseins zu erleichtern; ich hatte noch Neigung, viel Neigung für Sie; der Tag schleppte sich hin; doch endlich ging er vorüber; Ihre Morgentoilette beschäftigte sie zwei bis drei Stunden, wonach Sie langsam, mit Bewußtsein und Ueberlegung frühstückten; es kam hernach die Siesta; dann der Imbiß (in dieser Hinsicht kann man sich keine Vorstellung machen, wie sehr Ihr unstörbarer Appetit oft für Sie ein gefälliger, angenehmer und nützlicher Gesellschafter gewesen ist!) . . . es war eine andere Toilette für die Promenade zu machen und bei der Rückkehr eine

dritte für das Mittagessen; doch nach diesem Mittagessen, so sehr man es ausdehnte, kamen für uns endlose Abende! In die Mattigkeit einer glücklichen Verdauung versunken, zuweilen indessen aus Ihrer Schläfrigkeit hervorgehend, um Love an den Ohren zu ziehen oder auf Ihre Weise ein paar Worte mit ihm zu wechseln, erwarteten Sie geduldig das Ende dieser unerbittlichen Stunden, welches sich in einem Kammerdiener personificirte, der den Thee, die Muphins und die Sandwichs brachte! Das genügte wenigstens, um Ihre Unterhaltung den letzten Theil des Abends hindurch zu nähren.

„Wir schmachteten in diesem Zustande der Vereinzelung hin, mein lieber Christian, als wir durch den Zufall die Bekanntschaft von Julian machten; dies ist es, wie und warum er das Spielzeug und der Märtyrer unseres müssigen Lebens werden sollte.

Hier muß ich Ihnen mein ganzes Herz öffnen: ich behielt keine Illusionen mehr in Beziehung auf Sie, und dessen ungeachtet, es ist schmählich zu gestehen . . . gefielen Sie mir noch außerordentlich, trotz Ihres Mangels an Gemüth, trotz der Trockenheit Ihres Herzens, trotz Ihrer feigen Nachgiebigkeit gegen meine ungereimtesten Launen, trotz der völligen Einfalt Ihres Geistes, wenn wir uns allein befanden. Als aber die Verlegenheit, die Schüchternheit von Julian und sein Mißtrauen gegen sich selbst allmälig den geschickten Manoeuvres meiner Coquetterie gewichen waren, erschloß er mir endlich sein Gemüth; welches Gemüth! es war edel und rein wie die Schönheit der Züge dieses Kindes. Ich hätte ihn hundertmal Ihnen vorziehen müssen, mein lieber Christian, und gleichwohl zog ich Sie ihm vor; bei dieser verächtlichen Verirrung des Geschmacks empörte ich mich gegen mich, gegen Sie . . . . sogar gegen ihn, den Unglücklichen! Hievon kam meine Mitschuld an den grausamen Spielen her, deren Opfer er werden sollte;

nur sah ich da, wo Sie eine plumpe Mystification sahen, den Gegenstand eines interessanten, wechselreichen, anziehenden Studiums.

„Ja, für meine kalten, grausamen Beobachtungen war dieses engelische Geschöpf das, was für den Gelehrten die armen Thiere sind, welche er auf eine wissenschaftliche Art martert, um jedes Beben ihrer Fibern, die er zerschneidet, jedes Schlagen ihrer Herzen, die er aus ihren Eingeweiden reißt, zu erlauern und zu zählen!

XXXII.

„Bis dahin, mein lieber Christian, hatte ich die Macht meiner Reize, wie man zu sagen pflegt, nur über Männer der gebildeten Gesellschaft geübt, deren vollendetes Modell Sie sind; überdrüssig der Kämpfe der Coquetterie gegen die Eitelkeit und Geckenhaftigkeit, fand ich hierin weder etwas Piquantes, noch etwas Neues, noch etwas Unvorhergesehenes mehr; das war immer oder ungefähr immer das Schachspiel, das Sie mir mit einer so zärtlichen Ergebenheit als Liebeszeitvertreib vorschlugen, mit anderen Worten, eine Reihe von Combinationen, von vorhergesehenen Berechnungen, in deren Folge mein Anbeter nach meinem Belieben die Partie verlor oder gewann.

„Nicht so verhielt es sich bei Julian; seine Sprache, seine Unschuld, sein linkisches Wesen sogar, Alles war ganz neu für mich, Alles interessirte mich: diese jungfräuliche, vertrauensvolle, schüchterne und dennoch muthige, ergebene Natur, ergeben bis zum Tode, dem er für mich in einem ungleichen Duell trotzte, dieses Kind, das mein Blick erbleichen, meine Stimme zittern machte, bot mir, wie gesagt, ein höchst anziehendes, interessantes Studium. Ich entdeckte in ihm Schätze von Gefühl, reizende natürliche Anlagen des Geistes, ein aufrichtiges,

edles Herz. Ah! wie groß war meine Macht über ihn! Ein Wort, ein Blick von mir, und Alles vibrirte, Alles sang, Alles dehnte sich aus, Alles strahlte in dieser jungen, frischen, von Glauben, Liebe und Hoffnung überströmenden Seele! Doch auch ein Wort, ein Blick von mir, und Alles verdüsterte sich, Alles litt, Alles weinte, Alles blutete in dieser armen Seele!

„Gräßliche Spiele! unbarmherzige Spiele! Aber ich liebte ihn nicht, oder vielmehr, ich glaubte ihn damals nicht zu lieben, diesen Knaben! Es kam endlich der Tag, wo ich, nicht minder Ihrem Zudringen als einer grausamen Laune nachgebend, zu dieser Scheinheirath einwilligte ... Julian hielt Sie für meinen Freund, meinen Bruder . . . . Die niederschmetternde Offenbarung, die diesen Unglücklichen über die Wirklichkeit meiner Gefühle für ihn aufklärte . . . hat ihn getödtet.

„Bei Gott schwöre ich es! ich hatte nicht einen Augenblick die möglichen Folgen dieses grausamen Scherzes erschaut, und dennoch mußten sie für ihn tödtlich sein.

„Am andern Tage nach dieser Scheinheirath reiste ich allein nach Paris ab; Sie wurden nach Florenz durch die Krankheit Ihres Vaters zurückberufen: fortan nur mir selbst gegenüber und nicht zerstreut durch Ihre Gegenwart, die mich indessen sehr wenig zerstreute, — konnte ich reiflich mein Herz befragen; ich fand eine erschreckliche Leere, und Ihre Abwesenheit verursachte diese Leere nicht. Hing es nicht von mir ab, Ihnen nach Italien nachzufolgen? Es war also für mich kein Zweifel möglich: diese Leere wurde durch den Tod von Julian verursacht!

„Das schien mir Anfangs so seltsam, so wahnsinnig, daß ich diese unbegreiflichen Empfindungen der völligen Einsamkeit zuschrieb, in der ich in Lyon gelebt hatte. Bei meiner Ankunft in Paris stürzte ich mich in den Strudel der Welt; die Frau Gesandtin von Neapel,

meine Verwandte, überhäufte mich mit Zuvorkommenheiten und theilnehmenden Freundlichkeiten; ihre Gesellschaft wurde die meinige; ich hatte viel Succeß, ich war sehr in der Mode, die Blüthe der eleganten Männerwelt beschäftigte sich sehr emsig und beharrlich mit mir; ich flößte sogar, wie man mir sagte, eine große Leidenschaft dem . . . ich weiß nicht mehr wem ein. Diese Huldigungen fanden mich unempfindlich; lange, mein lieber Christian, glaubte ich Ihnen treu zu sein . . . ein Irrthum, ich war der Erinnerung an diesen Unglücklichen treu; ja, diese Erinnerung verfolgte mich mitten unter den Festen, bald zerreißend wie ein Gewissensbiß, bald süß wie ein Liebesgedanke, bald verzweiflungsvoll wie das Unmögliche.

„Ich las indessen noch nicht klar in meinem Herzen: ich fühlte mich immer mehr befangen, gelangweilt, vereinzelt unter dieser geschäftigen Menge. Auf die erste Betäubung der Feten, deren Königin ich gewesen war, folgte bei mir bald ein tiefer Ekel; die Gesellschaft wurde mir zur Last, ich verließ Paris so entmuthigt, so unsicher meiner eigenen Gefühle, so müde der Andern und meiner selbst, daß ich in diesem Zustande moralischen Ueberdrusses die unfaßliche Idee hatte, Sie hieher zu rufen, überzeugt, wenigstens bei Ihnen die flache Ruhe eines alten Verhältnisses, mit einem Worte die aus der Gewohnheit entspringende Mattigkeit, jenen Halbschlaf zu finden, von dem man sich in der Hoffnung irgend eines Erwachens überwältigen läßt.

„Bei meiner ersten Reise von Venedig nach Lyon hatte ich vorübergehend die köstliche Umgegend des Annecy-Sees bemerkt; ich änderte meinen Plan, und statt nach Italien zurückzukehren, zog ich es vor, einige Zeit in Savoyen zuzubringen.

„In einer völligen Einsamkeit, nur mir selbst gegenüber lebend, die geringsten Athemzüge meiner Seele belauschend, befragend, gelangte ich zu der Gewißheit,

die Ihnen an die Monomanie, an den Wahnsinn zu grenzen scheinen wird: daß ich leidenschaftlich den unglücklichen Knaben liebe, der sich aus Verzweiflung getödtet hat.

XXXIII.

„Mein lieber Christian, wären Sie das, was Sie nie sein werden, ein scharfsinniger Mann; hätten Sie, statt daß Sie sich an die Oberfläche meines Charakters hielten, seine Tiefen ergründen können, so würden Sie das begreifen, was Ihnen in diesem Augenblick unerklärlich, wahnsinnig scheint, ja, Sie würden meine Liebe für einen Todten begreifen.

„Ich sagte es Ihnen oft: mag es Zufall oder Glück sein, seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht habe, ist mein Wille immer geschehen.

„Die Umstände sind meine Diener gewesen.

„Mein Vermögen war mehr als genügend für die Befriedigung aller meiner Neigungen: frühzeitig Waise, kannte ich den Kummer nicht, den der Verlust einer Mutter oder eines Vaters in uns hinterläßt. Mit sechzehn Jahren verheirathet, verlor ich meinen Gatten durch einen Unfall auf der Jagd in dem Augenblick, wo sein lange verhehltes abscheuliches Naturell in mir große Zweifel über die Dauer unserer ehelichen Zukunft erregte; mit achtzehn Jahren war ich Herrin meiner selbst und Wollen und Können ist für mich bis jetzt dasselbe gewesen; es folgt hieraus, daß zum ersten Male in meinem Leben mein Wille sich an einem Hindernisse stößt . . . Dieses Hinderniß ist ein Grab . . . und dieses Grab habe ich unwillkürlich selbst gegraben.

„Das ist noch nicht Alles: ich glaube, ich bin übersättigt.

„Was die Jugend, die Schönheit, der Reichthum,

der Geist, die Geburt, die Liebe, die Wollust, das freie Schalten der Laune geben können, habe ich gekostet, genossen, erschöpft, bis auf die Hefe geleert.

„Die Gemüthsbewegung gleitet an meinem ehernen Herzen ab, die Verachtung erhebt mich über den gemeinen Haufen; man vermag nichts über mich, ich vermag Alles über die Anderen.

„Zu dieser Stunde beschützt mich der Ekel oder die Kälte vor der einzigen Schwäche, welche zuweilen das Weib der Willkür des Mannes anheimgibt; so und darum, mein theurer Christian, bin ich dazu gekommen, einen Todten zu lieben.

„Andere müßten vor dem, was sie das Unmögliche nennen würden, zurückweichen, ich trotze dem Unmöglichen; dieser Kampf exaltirt, verdoppelt, reizt übermäßig meine Fähigkeiten, vergrößert meine Seele, erhebt sie . . . und! Gott verzeihe mir! läutert sie vielleicht sogar.

„Die Begeisterung, welche bei mir die bewunderungswürdigen Gemälde der Natur erregen, in deren Mitte ich seit einiger Zeit lebe, versetzt mich in irgend ein für mich neues Ideal; versunken in contemplative Entzückungen, welche an die Extase grenzen, fühle ich, so zu sagen, meinen Körper nicht mehr, und diese völlige Vernichtung der Materie prädisponirt mich wunderbar zu der rückwärtsschauenden platonischen Liebe, welche heute mein Leben erfüllt.

„So siege ich über das Unmögliche.

„Wo ist übrigens die Unmöglichkeit? Ohne Hoffnung einen Abwesenden . . . oder einen Todten lieben, ist das nicht dasselbe? Und wie oft sieht man doch eine tiefe hoffnungslose Liebe!

„Bin ich nicht zu dieser Stunde für Sie todt, mein theurer Christian? Und dennoch lieben Sie mich, werden Sie mich noch lange lieben, und wäre es nur durch jenes der Menschheit inwohnende Gefühl hartnäckigen Wi-

derspruchs, ein Gefühl, dessen Allmacht ich nie erfahre, indem ich Julian . . . jenseits des Grabes liebe.

„Sie sehen, mein Bester, auch diesmal ist für mich Wollen Können! ja, ich wollte dieses Geschöpf lieben, das nicht mehr ist, und ich liebe es . . . Ja . . . ich liebe wahnsinnig dieses anbetungswürdige Kind, und unabläßig erscheint vor meinen Augen bald finster, bald reizend sein Bild mitten unter den abwechselnd wilden oder lachenden Landschaften, die ich berauscht von ihrem Anblick durchwandere.

„Hören Sie: auf einem Felsen stehend, sah ich gestern zu meinen Füßen einen wüthenden Strom hinbrausen: der Schwindel erfaßte mich, ohne meinen Führer fiel ich in den Schlund; ich wollte den Schwindel überwältigen und ich überwältigte ihn: mit festem Auge betrachtete ich den zu meinen Füßen geöffneten Abgrund; das war erhaben! Doch während der paar Minuten, wo ich mich unwillkürlich der Anziehungskraft des leeren Raumes unterliegen fühlte und das Bewußtsein von einem nahen bevorstehenden, gräßlichen Tode hatte, habe ich mehr gelebt, mehr gefühlt, als während der Tage, der Monate, der schönsten Zeit unserer Liebe, mein bester Christian . . . Seltsamer, bizarrer, unglaublicher Widerspruch! ich empfand doch auch bei Ihnen die unbegreifliche Anziehungskraft der Leere . . . Schade nur, daß Ihre Liebe nichts von dem herrlichen Ungestüm eines Stromes hatte, der Kopf wirbelte mir durchaus nicht, und ich beurtheilte Sie kalt.

XXXIV.

„Wie lange wird nun der seltsame moralische und physische Zustand dauern, in welchem ich mich befinde?

„Ich weiß es nicht.“

„Ich bin, wie Ihnen bekannt ist, sehr skeptisch in Betreff der Dauer der Dinge.

„Vielleicht werde ich bald der unmöglichen Liebe müde sein, wie ich der möglichen Liebe müde geworden bin.

„Vielleicht werde ich der Berge, der Abgründe, der Ströme und der Größen der Natur überdrüssig werden, wie ich der Plattheiten der Welt, der Oper, der Spazierfahrten auf dem Corso und des Walzers in zwei Tempi überdrüssig geworden bin.

„Vielleicht ist das, was ich für Sättigung halte, nur eine augenblickliche Wirkung der Unmäßigkeit; ich halte mich für übersättigt und bin nur unbeschäftigt.

„Vielleicht werde ich aus der idealen Sphäre, in der ich nur von Extase und Aether lebe, herabsteigen, um zu den substanziellen Wirklichkeiten zurückzukehren.

Vielleicht werde ich im Gegentheil mein Leben in den strengen Regeln eines Klosters beschließen.

„Vielleicht wird auch das Alter aus mir eine von jenen betagten Marquisen machen, welche mit sechszig Jahren Schminke und Schönpflästerchen auflegen, ihre Haare färben, weit ausgeschnittene Kleider tragen, sich für einen Abenteurer, dessen Verachtung sie erdulden, zu Grunde richten und ihre Nacht am Spieltische hinbringen . . . wo sie betrügen.

„Vielleicht, und warum nicht? vielleicht verheirathe ich mich noch jung, werde eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin, lebe noch lange Jahre und sterbe als Großmutter, gesegnet von meinem Manne, meinen Kindern und meinen Enkeln.

„Wie liebe ich es, mich ihnen hinzugeben, den Zufällen dieses **Vielleicht!!!** dieser einzigen Gewißheit des Lebens.

„Hiemit sage ich Ihnen, mein lieber Christian, daß ich ebenso unwissend hinsichtlich dessen bin, was sein wird, als ich gewiß bei dem bin, was heute ist.

„Ich weiß, ich fühle aber, daß ich heute wahnsinnig dieses anbetungswürdige Kind liebe, dessen Tod wir verursacht haben. Ich weiß, ich fühle, daß heute die Betrachtung der bewunderungswürdigen Gemälde der Natur, unter denen ich das sanfte, bleiche Bild dieses Engels heraufbeschwöre, mich bis zu Thränen bewegt!

Und nun leben Sie wohl, mein lieber Christian; dieser Brief wird Ihnen äußerst peinlich sein, er wird Ihren Stolz, den einzigen Ort, wo ich Sie sicher treffen kann, verletzen; ich gehöre zu den Frauen, deren Verlust man beklagt, selbst wenn man sie verläßt: wie ist es aber erst, wenn solche Frauen Sie auf eine so geringschätzende Art verlassen, wie ich es thue! Sie werden grausam durch diesen Verlust leiden, der eine schwache, zu schwache Sühne für die Qualen unseres Opfers ist.

„Versuchen Sie es nicht, hieher zu kommen in der Hoffnung, mich von meinem Entschlusse abzubringen ... Sie wissen, was für eine Frau ich bin ... oder vielmehr kommen Sie ... ah! ja, kommen Sie.

„Es wäre mir so süß, Ihnen Alles zu wiederholen, was sich in diesem Briefe Bitteres, Verächtliches für Sie findet; es wäre mir so süß, Sie dadurch in Verzweiflung zu bringen, daß ich lange von der seltsamen Liebe spräche, von der ich besessen bin; es wäre mir so süß, Ihnen hundertmal den geliebten Namen von Julian zu wiederholen und Sie bei diesem Namen vor Schmerz, Eifersucht und Wuth aufspringen zu sehen ...

„Kommen Sie doch, mein lieber Christian ... kommen Sie doch! Sputen Sie sich, ich erwarte Sie ...

„Cornelia."

Zwei Tage, nachdem dieser so grausame Trennungsbrief, der in jedem Worte einen Schlag enthielt, an den Grafen Christian von der Marquise d'Alfi geschrieben worden war, wartete Robert, auf einer Bank im

Garten sitzend, auf die Befehle, die sie ihm für ihren Ausflug geben sollte. Der Sitz, auf dem er sich befand, lehnte sich an eine grüne Laube unmittelbar beim Hause an. Das Fenster eines unteren Zimmers in der Nähe dieser Laube war offen, und Robert hörte in dem Augenblicke, wo er sich auf die Bank setzte, das Ende von folgendem Gespräche von Faustine, der Kammerfrau, und Pietro, dem Kammerdiener.

„Sie ist toll," rief Pietro, „erztoll!"

„Ich widerspreche nicht, mein Lieber, doch die Folge dieser Tollheit ist, daß der Herr Graf seinen Abschied erhalten hat."

„Ist das möglich! er! ein so schöner, galanter Herr!"

„Weggeschickt wie ein Lackei, sage ich Dir, ohne Dich beleidigen zu wollen."

„Aber man erwartete ihn doch am Ende des Monats hier?"

„Ja, aber der Herr Graf wird, bevor er sich auf den Weg begeben, den Brief der gnädigen Gräfin erhalten haben. Und was für ein Brief! ehe sie ihn siegelte, ließ ihn meine Gebieterin offen auf dem Tische liegen, und ich konnte einen Blick auf das Ende der Epistel werfen. Ah! wenn ich ein Mann wäre, ich wollte lieber einen Dolchstich erhalten, als einen solchen Brief! Jedes Wort brennt wie ein glühendes Eisen!"

„Bah! der Graf wird dessen ungeachtet kommen; er wird sich nie darein fügen, daß man ihn schmählich abweist."

„Er werde sich nicht darein fügen, sagst Du? Er muß sich wohl fügen. Kennt er nicht den Charakter der Frau Marquise. Weiß er nicht, daß wenn sie Nein sagt, weder Mensch, noch Gott, noch Teufel sie bewegen würden, Ja zu sagen?"

„Es ist wahr! Man würde eher eine eiserne Stange

biegen, als die gnädige Frau veranlassen, ihren Willen zu ändern. Der Herr Graf ist also nun geopfert, und wem, frage ich Dich, Faustine? Wem? . . . Ist das glaublich?"

„Ich gestehe, für den Grafen ist es die äußerste Demüthigung, einer solchen Liebe geopfert zu werden."

„Diese schändliche Creatur ist also ein Ungeheuer der Verdorbenheit!" sagte Robert mit verdoppeltem Ekel und Abscheu zu sich selbst, denn da er nur das Ende des Gespräches hörte, so wußte er nicht, daß Faustine auf die seltsame Liebe der Marquise für Julian anspielte. „Sie jagt diesen Menschen . . . den anderen Henker meines Sohnes fort, um sich einer neuen Liebe hinzugeben . . . einer Liebe, welche so schändlich, daß die Bedienten darüber erröthen! Oh! konnte ich einen Augenblick zaudern, dieses Ungeheuer zu bestrafen . . . so hören nun meine Bedenklichkeiten auf! Nein, nein, die Hoffnung, den Grafen zugleich mit meiner Rache zu treffen, hat diese bis jetzt verzögert . . . Er entgeht mir . . . seine Mitschuldige bleibt mir, die Stunde hat geschlagen."

„Ich kann es kaum glauben," fuhr Pietro fort. „Wie? Das, was Du mir vorhin von dieser undenkbaren Leidenschaft sagtest . . ."

„Ist die reine Wahrheit, die gnädige Frau schläft nicht, denkt nur hieran, träumt nur hievon, und sie verbirgt sich so wenig, daß sie dieses schöne Geständniß ganz ausführlich dem Herrn Grafen gemacht hat . . . Beurtheile ein wenig, ob er noch das Herz haben wird, hieher zu kommen, trotz des Verbotes der gnädigen Frau. Er müßte der letzte Mensch sein, er müßte kein Blut in den Adern haben!"

„Im Ganzen widerfährt dem Herrn Grafen, was dem Herzog Balbi widerfahren war, dessen Platz er im Herzen unserer Gebieterin eingenommen hat."

„Ja, nach dem Tode des Herzogs, der im Duell in Venedig durch den Chevalier Montenegro erschossen wurde, gegen welchen die gnädige Frau die Coquette spielte, obgleich sie im Grunde seiner spottete, denn sie lachte ihm ins Gesicht nach dem Tode des Herzogs.“

„Dieser war auch ein vollendeter Edelmann . . .

„Eine schöne Behauptung . . . die gnädige Frau, als sie den Brief erhielt, den er ihr von seinem Sterbebette aus schrieb, vergoß nicht einmal eine Thräne.“

„Welch eine Teufelsfrau . . . nicht eine Thräne!“

„Oh! ich werde Dich Thränen vergießen machen, blutige Thränen, und zwar schon morgen,“ sagte Robert zu sich selbst; „ich werde den Tod meines Sohnes und den der Anderen rächen!“

„Man muß übrigens gerecht sein,“ sprach Faustine. „Abgesehen von einigen Zornanfällen, wenn man nicht rasch genug ihrem Willen gehorcht, ist die Frau Marquise eine vortreffliche Gebieterin gegen ihre Leute. Erinnerst Du Dich, daß sie in Venedig bei ihrer Amme, der armen, alten Paula, gewacht hat, wie eine Tochter bei ihrer Mutter wachen würde?“

„Es fand ein Verbrechen zwischen diesen zwei Frauen statt,“ dachte Robert, „Ergebenheit eines Mitschuldigen für einen Mitschuldigen.“

„Es läßt sich nicht leugnen,“ versetzte Pietro, „wenn es der Frau Marquise einfällt, gut zu sein, kann man nicht besser sein.“

„Was sie verdorben hat, siehst Du, das ist die Gewohnheit, alle Welt zu ihren Füßen zu sehen.“

„Ganz begreiflich! so schön, so jung, so reich!“

„Und Geist wie ein Dämon!“

„Und was für eine Tonkünstlerin! welche Stimme! welches Talent! Ich höre immer noch in Venedig den Signor Borelli, den Impressario sagen, wäre die Frau Marquise nicht eine so vornehme Dame gewesen, so hätte

sie auf dem Theater auftreten und die ausgezeichnetsten Sängerinnen Italiens verdunkeln können."

„Das wundert mich nicht. Erinnerst Du Dich, als sie in den Concerten sang, die sie in ihrem Palaste in Florenz gab? Das war ein Beifallssturm, eine Begeisterung, wie man es nie gesehen hat."

„Die Bösen sagten, sie lege nie mehr Ausdruck in ihren Gesang, als bei ihren Duetten mit dem Tenoristen Celio!"

„Er hatte ein großes Talent; die Generalin Landsberg, die dicke Oesterreicherin mit den grünen Augen und den rothen Haaren, versiegte nicht über das Verdienst dieses schönen Tenors . . . und eines Tags soll zum Unglück für den Herrn General seine Frau . . ."

„Ich spreche nicht von der Generalin, sondern von unsrer Gebieterin . . . Ist . . . Celio? . . . wie, Faustine? . . . Nun, Du mußt das wissen?

„Ich weiß von den Abenteuern der Frau Marquise immer nur das, was die ganze Welt weiß."

„Oh! wenn Du schweigen willst, wird Dich keine menschliche Macht bewegen, zu reden: Du bist ganz wie die gnädige Frau!"

„Der Himmel höre Dich! Wie glücklich wäre mein Loos! Ich wäre schön zum Blenden, reich, eine vornehme Dame, angebetet, ich könnte Alles, was ich wollte; oh! Pietro, welch' ein reizendes Leben ist doch das der Frau Marquise! Sie zählt erst sechsundzwanzig Jahre! Wie viel schöne Jahre hat sie noch vor sich!"

„Nein, das verhängnißvolle Ziel dieser schönen Jahre ist gesteckt," sagte Robert mit einer finsteren Freude zu sich selbst. „Oh! von heute an sind die Tage dieses Ungeheuers gezählt! Die Stunde ist gekommen."

Das Klingeln eines Glöckchens unterbrach das Gespräch von Faustine und Pietro.

„Die gnädige Frau klingelt," sagte die Kammerfrau,

„ohne Zweifel will sie wissen, ob der Führer angekommen ist.“

„Mir scheint, ich habe ihn in den Garten eintreten sehen.“

„Versichere Dich hierüber; ist er angekommen, so sage ihm, er soll die Befehle der Frau Marquise entgegennehmen.“

XXXVI.

Unter der Gallerie ihres Hauses sitzend, hatte die Marquise d'Alsi den Befehl gegeben, Robert zu ihr zu führen; er kam, und sie sagte zu ihm:

„Ich will heute einen längeren Ausflug machen... Wohin führt Ihr mich?“

„Schade, Madame, daß der Tag schon ziemlich weit vorgerückt ist!“

„Warum?“

Der Wind weht von Norden, das Wetter ist sehr hell, man könnte keinen schönern Tag wählen, um die Tournette, den höchsten Berg der Gegend, zu besteigen.“

„Seit meinem Aufenthalte hier wünschte ich diesen Ausflug zu machen; wir wollen gehen.“

„Ich habe Ihnen gesagt, gnädige Frau, der Tag ist zu weit vorgerückt.“

„Was ist daran gelegen?“

„Wir werden erst bei Nacht auf den Gipfel der Tournette kommen, und Sie können dann nicht mehr den Anblick genießen, den man von diesem Orte aus hat; man sieht von dort den Mont-Blanc, die Alpen, die Seen der Schweiz, und auf der Seite von Frankreich kann man den Lauf der Rhone von Genf bis Lyon unterscheiden.“

„Lyon.. Rhone... Genf?“ wiederholte Cornelia schauernd bei dem Gedanken, daß sie in Lyon Julian

getroffen, und daß er den Tod in Genf in den Wellen der Rhone gesucht. „Wie," versetzte sie, „von der Höhe dieses Berges hat man eine so weite Aussicht?"

„Weit genug, um Lyon und den Lauf der Rhone vom Genfer See an zu unterscheiden," wiederholte Robert unempfindlich. Doch ich sage Ihnen, Madame, um diese Aussicht zu genießen, muß man frühe am Morgen auf die Tournette kommen, und der Himmel muß wolkenlos seyn, wie er heute ist und wie er beinahe sicher morgen seyn wird . . . Der Wind weht von Norden und gewöhnlich hält dieser Wind mehrere Tage an . . . Wünschen Sie durchaus diesen Ausflug zu machen, so würde ich Sie auffordern, das schöne Wetter zu benützen und ihn auf morgen zu verschieben."

Gereizt, daß man sich ihrem Wunsche widersetzte, stampfte die Marquise ungeduldig mit dem Fuße; dann wollte sie sich wenigstens damit trösten, daß sie diesen Berg betrachtete, von dessen Gipfel aus man Lyon . . . die Rhone . . . Genf . . . erblickte, Orte, welche in ihr die zugleich finsteren und leidenschaftlichen Erinnerungen erweckten, in die sie sich so gern versenkte. Die Marquise stieg also von ihrer Gallerie hinab, verließ den vom Wasser des Sees bespülten Garten und folgte dem schattigen Ufer bis zu einem ziemlich weit vorgerückten Punkte, von wo aus man das Ganze der Tournette erblickte.

Dieser Berg erhob sich am Horizont über einer Aufhäufung von anderen großen, abschüssigen, mit Grün bedeckten Bergen, wie er auch selbst bis zu zwei Dritteln seiner Höhe (ungefähr fünftausend Fuß) mit Grün bedeckt war; doch darüber hörte alle Vegetation auf; es waren nur noch graue, unfruchtbare, vulkanische Massen, die ihre scharfen Kämme, ihre schroffen Spitzen vom Azur des Himmels eben mit einer vollkommenen Reinheit abhoben; die Tournette bildete an ihrem Gipfel ein halbkreisförmiges Felsenplateau, über dem ein ungeheu-

rer vereinzelter Block gleichsam eingeflanzt stand, den wegen seiner unermeßlichen Höhe durch einen leichter Nebel verschleiert zu sein schien, obgleich die Atmosphäre außerordentlich durchsichtig war.

Unbeweglich, mit einem starren, glühenden Blicke den Culminationspunkt der Tournette messend, empfand Cornelia jene Art von schwindelartiger Blendung, welche die Unermeßlichkeit der Höhen nicht weniger empfinden macht, als die Unermeßlichkeit der Tiefen; nachdem sie lange schweigsam und nachdenkend geblieben war, deutete sie mit dem Finger auf den Alpenriesen und sagte zu Robert:

„Ueber jenem letzten Felsengürtel, der den Berg bekränzt, sehe ich einen vereinzelten Felsen.“

„Ja, Madame, dieser Fels ist ungefähr hundert Fuß hoch und hundertfünfzig breit . . . Das ist das, was man den Lehnstuhl der Tournette nennt. Man nennt ihn so, weil er als Ruheort . . . nach dem Besteigen des Berges dient.“

„Kann man bis zu diesem äußersten Gipfel gelangen?“

„Madame, nur sehr kühne Leute wagen es, bis zum Lehnstuhl hinauf zu steigen.“

„Ich werde gehen!“ rief Cornelia, deren Nasenflügel anschwollen, deren Auge funkelte, „ich will dahin gehen . . .“

„Madame! hören Sie mich an . . .“

„Ich werde gehen!“

„Frau Marquise, es handelt sich hier nicht um ein Kinderspiel. Vor Allem steigt man zur Tournette durch Präcipisse, durch Abgründe hinauf.“

„Ich liebe den Abgrund . . .“

„Sind diese Gefahren vermieden, so muß man, um sich dem Fuße des Lehnstuhls zu nähern, auf dem Schnee über einen sehr hohen Gletscher hinschreiten, den Sie von hier aus nicht erblicken können, und dann . . .“

„Hat Jemand diesen Gletscher überschritten?"

„Ich habe es gethan."

„Nun, und dann?"

„Das ist noch nicht Alles, Frau Marquise; der auf allen Seiten senkrechte Lehnstuhl bietet sich als eine Felsenwand von einer Höhe von ungefähr hundert Fuß und . . ."

„Machen wir ein Ende," versetzte Cornelia, mit dem Fuße stampfend. „Hat Jemand diesen Lehnstuhl bestiegen?"

„Ich habe ihn bestiegen."

„Sprecht also nicht mehr von Unmöglichkeiten, von Schwierigkeiten, ich will dahin gehen, ich werde gehen!"

„Frau Marquise, es ist meine Pflicht, Sie hinsichtlich der Gefahren dieses Aufsteigens nicht zu hintergehen; der erste, der beste Bewohner der Gegend würde sie Ihnen bezeichnen, und Sie würden mir zum Vorwurf machen, daß ich Ihnen die Wahrheit nicht gesagt habe; Sie nehmen mich zum Führer . . . ich stehe für Sie . . . und wenn Ihnen ein Unglück begegnete . . ."

„Es begegnet mir nie Unglück," erwiedert die Marquise mit einem spöttischen Lächeln, „der gute Gott beschützt mich."

„Es mag sein . . . Frau Marquise, Sie haben ebenso viel guten Willen, ebenso viel Muth als ich, doch könnten Sie, wie ich, ein Gewicht von zweihundert Pfund aufheben?"

„Was sprecht Ihr vom Aufheben von Gewichten? Es handelt sich um das Steigen."

„Ja, Frau Marquise, doch man muß längs einer hundert Fuß hohen Wand hinansteigen, ohne irgend einen andern Stützpunkt als ein paar Felsvorsprünge, welche höchstens genügen, um das Ende des Fußes darauf zu setzen; man muß sich mit den Händen anklammern und seine Finger in die zwischen den Felsen

ausgehöhlten Löcher einpressen, in die sie kaum hineinschlüpfen können: es ist also bald die Spitze eines einzigen Fußes, bald die Hand, was das ganze Gewicht des Körpers über den Abstürzen trägt, von denen auf allen Seiten die Base des Lehnstuhls umgeben ist . . . Es ist nicht der Muth, es ist die Stärke, was Ihnen fehlen wird."

„Was ich will, kann ich . . ." erwiederte die Marquise, gereizt durch die Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens. „Ich will dahin gehen, ich werde gehen."

„In diesem Falle, Frau Marquise, gibt es nur ein Mittel, Sie bis zur Firste der Tournette gelangen zu lassen; doch eine vornehme Dame wie Sie würde vielleicht nicht einwilligen, zu . . ."

„Sprecht . . . sprecht . . . Ich werfe, wann es mir beliebt, meine Vornehmheit weg."

„Um bis zum Lehnstuhle zugelangen, muß man zuerst durch eine enge Spalte hinaufsteigen, welche senkrecht in das Felsgestein durch das Wasser der Regen und das Schmelzen des Schnees gegraben worden ist; man kann sich in dieser Spalte nur mit Hülfe der Hände, der Ellenbogen, der Kniee, der Füße emporarbeiten, wie es die Schornsteinfeger in einem Kamine machen; man nennt diese Passage auch den Kamin; das Hinabsteigen ist noch schwieriger, denn beim Hinaufsteigen sieht man doch wenigstens die Höhle, an der man sich mit den Fingern anklammert, den Vorsprung, wo man seinen Fuß aufsetzt. Beim Hinabsteigen ist es nicht mehr so, man muß, das Gesicht beinahe an die Wand angeklebt, blindlings suchend umhertappen, und man hat unter sich . . . den Abgrund; da Sie nicht hieran gewöhnt sind, so könnten Sie so weder hinauf- noch herabsteigen; hören Sie, was zu thun wäre: ich würde zuerst hinaufsteigen, versehen mit einem starken Seile, das ich . . . doch nein, Frau Marquise, Sie würden nie . . ."

„Vollendet doch!“

„Ich sagte, Frau Marquise, versehen mit einem langen Seile, das ich unter Ihren Armen festgebunden hätte, würde ich zuerst vorrücken, und auf einem Felsen angelangt, der sich am Ende des Kamins findet, würde ich Sie mittelst des Seiles halten, und mit Muth und Geschicklichkeit könnten Sie so hinaufsteigen; vielleicht wäre es sogar möglich, sich einer Strickleiter zu bedienen; ich würde sie bis heute Abend verfertigen lassen.“

„Mir gleichviel! der Muth, die Gewandtheit und die Kaltblütigkeit lassen mich nie im Stiche.“

„Dann ist es gut, gnädige Frau, denn ich sage Ihnen zum Voraus, Sie werden so über entsetzlichen Abstürzen schweben.“

„Auf der Brücke von Saint Clair betrachtete ich den Abgrund, ohne zu erbleichen. Doch haben wir einmal den Stein erreicht, von dem Ihr sprecht, werden wir dann auf der Firste der Tournette sein?“

„Oh! nein, Frau Marquise, es bleibt noch das Schwierigste.“

„Was ist das?“

„Der Kamin mündet gegen ein Felsstück, das, wie eine Brücke über einen Ausschnitt geworfen ist, der den Gipfel des Lehnstuhls trennt; über diesen sehr schmalen Stein kann man nur aufrecht hinschreiten, oder man muß, wenn man im Kopfe nicht ganz fest ist, auf den Knieen und den Händen hinüberkriechen; in dieser Lage aber schaut man nothwendig unter sich, und da sieht man, daß man auf einem schmalen Steine, in einer Höhe von acht- bis neuntausend Fuß hinkriecht.“

„Kriechen!“ rief die Marquise mit einer Geberde stolzer Verachtung gegen die Gefahr, „in einer solchen Höhe kriecht man nicht . . . man schwebt.“

Die Marquise d'Alfi sprach diese Worte mit einem solchen Ausdruck von Begeisterung und unbezähmbarer Entschlossenheit, daß Robert, betroffen von der Kühnheit

dieses Geschöpfes, einen Augenblick schwieg; dann aber sagte er:

„Hat man diese Brücke überschritten, so gelangt man zum Lehnstuhle, dem Orte der Ruhe."

„Und von da," fragte die Marquise beinahe bebend, „erblickt man Lyon . . . die Rhone . . . Genf . . .?"

„Ja," erwiederte Robert, der ein leichtes Zittern seiner Stimme nicht bemeistern konnte, „von da werden wir Lyon . . . die Rhone . . . Genf . . . sehen."

Die Marquise, welche das unwillkürliche, düstere Zusammenziehen des Gesichtes ihres Führers nicht bemerkte, warf auf die Tournette einen Blick siegreicher Herausforderung und sagte zu sich selbst:

„Ein Atom gegen dich, stolzer Berg, drückst du mich heute mit deiner Unermeßlichkeit zu Boden! Doch morgen, durch die Kraft meines Willens, morgen auf deiner Firste stehend, werde ich deinen hoffärtigen Gipfel unter meinen Stiefel niedertreten! Mein heute beschränkter Blick wird morgen ins Unendliche tauchen; morgen wird für mich die Entfernung verschwinden, die Berge werden sich ebnen. und ich werde Lyon und die Rhone zu meinen Füßen sehen, Lyon . . . wo Du, ehe Du mich kennen lerntest, armer Julian, glücklich lebtest! die Rhone . . . diesen Fluß . . . in welchem Du, nachdem Du mich kennen gelernt, das Ende Deiner Qualen gesucht hast! Oh! welche Gedanken ... welche Gedanken werden in meiner Seele erwachen, wenn ich, über diesem unbegrenzten Horizonte schwebend, in der Ferne die Orte entdecke, welche Zeugen Deiner Liebe und Deines Todes waren! Und ich vermöchte doch Dein Loos nicht zu beklagen, anbetungswürdiges Kind! Nie konnte mir ein Lebender eine Thräne entreißen . . . und beim Andenken an Dich, habe ich geweint, weine ich, mein Julian!"

Und die Gegenwart ihres Führers vergessend, ließ

die Marquise d'Alsi, die Augen immer auf den Gipfel der Tournette geheftet, ihre Thränen fließen!

Robert betrachtete die Marquise mit einem neuen Erstaunen: zum zweiten Male sah er sie weinen, ohne sich die Ursache dieser Thränen erklären zu können; doch so groß war sein Haß gegen Cornelia, so groß war der Abscheu, den sie ihm einflößte, ein Abscheu vermehrt noch durch verschiedene Einzelnheiten des Gespräches, dessen unwillkürlicher Zuhörer er gewesen war, daß er diese Thränen einem heuchlerischen oder schändlichen Gefühle zuschrieb.

Nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen, sagte die Marquise d'Alsi, welche dem Ufer des Sees folgend nach ihrer Wohnung zurückkehrte, zu Robert:

„Um welche Stunde werden wir morgen aufbrechen?"

„Um nicht zu müde zu werden, Madame, müssen Sie bis in die Gegend der Kapelle von Saint-Germain fahren. Der Mond wird gegen Mitternacht aufgehen; fahren Sie von Veyrier um elf Uhr Abends ab, so können Sie auf dem Gipfel der Tournette frühe am Morgen ankommen und die Sonne hinter dem Mont-Blanc aufgehen sehen. Ich werde Sie auf der Straße bei der Kapelle von Saint Germain erwarten; denn ungefähr eine Meile weiter müssen Sie Ihren Wagen verlassen."

„Gut," versetzte die Marquise, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte; „ich werde am Abend, vor Mitternacht, von hier wegfahren und Euch an dem verabredeten Orte treffen."

„Endlich . . . hat sie geschlagen . . , die Stunde der Sühne," sagte Robert zu sich selbst, als er Cornelia verließ. „O mein Sohn, morgen wirst Du gerächt sein . . ."

XXXVII.

Gegen das Ende des Tages, an welchem in der darauf folgenden Nacht Robert nach seiner Verabredung mit der Marquise diese auf die Tournette führen sollte, begab er sich in das Haus von Fanchette, wohl wissend, er würde sie nur bei der Rückkehr von ihren ländlichen Arbeiten in ihrer Wohnung treffen; er hörte sie von fern mit einem Ausdrucke singen, von dem er betroffen war. Der Ton, die Stimme des Mädchens kündigten mehr und etwas Besseres als Heiterkeit an: man ahnete die Ausdehnung eines Herzens, das die Seligkeit überströmen macht, und sie ergoß sich in diesem Gesange, in welchem das Glück mächtig vibrirte.

Fanchette neigte sich, während sie sang, gegen den Wasserbehälter und wusch Wurzeln für das Abendmahl; die drei Kinder, die sie wie eine Mutter liebte, spielten unfern von ihr auf einem Rasen mit den Zickelchen; das Mädchen betäubte sich dergestalt bei den sanften Klängen ihrer frischen, reinen Stimme, daß sie die Ankunft von Robert erst wahrnahm, als er ganz nahe bei ihr stand und zu ihr sagte:

„Ihr seid heute Abend sehr heiter, Fanchette?"

„Ich glaube es wohl, mein Herz ist voll Freude."

„Woher rührt diese große Freude?"

„Ihr wißt es nicht? Er kommt morgen an."

„Euer Bräutigam?"

„Mein Gott, ja . . . er hat mir diese gute Kunde durch Einen von Pesay, der hier durchkam, überbringen lassen . . . Meine Mutter ist wie ich glücklich! unglaublich glücklich: „„Nun kommt mein Sohn an!"" sagte sie vor Freude weinend, „„nun ist meine Fanchon zufrieden . . .““ Meine Mutter hat Recht, mein Herz ist so selig, daß ich sicherlich heute Nacht nicht schlafen werde!"

„Eure Hochzeit wird also früher stattfinden?“

„Gewiß, mein Bräutigam hat so viel, so viel gearbeitet daß er in vier Monaten verdient, was er in sechs hätte verdienen sollen, und darum werden wir zwei Monate früher heirathen.“

„Höre, Fanchette,“ sprach Robert, während er ihr einen goldenen Ring darreichte, in welchen ein kleiner gravirter Carneol gefaßt war, „nehmt hier Euren Trauring.“

Das Mädchen schaute den Ring ganz verwundert an, ohne daß sie ihn zu nehmen wagte.

„Mir! diesen Ring?“ versetzte sie, „und warum gebt Ihr mir ihn?“

„Damit Ihr ein Andenken an mich bewahren möget . . . wenn Ihr mich nicht mehr sehen werdet.“

„Ah! mein Gott!“ rief Fanchette mit einem Ausdrucke schmerzlichen Erstaunens, das plötzlich ihr lachendes, sanftes Gesicht trübte, „Ihr wollt diese Gegend verlassen?“

„Ja.“

„Und wann dies?“

„Heute Nacht.“

„Auf lange?“

„Auf immer.“

„Auf immer!“ rief Fanchette.

Und ohne an den Ring zu denken, den ihr Robert bot, stützte sie eine von ihren Händen auf den Rand des Behälters und seufzte; eine Thräne rollte in ihren schönen blauen Augen.

„Wie? Ihr reist ab? Ist das möglich!“

„Meine Abreise betrübt Euch?“

„Oh! sehr . . . Ihr habt mich vom Tode errettet; und dann seid Ihr, obgleich traurig, doch äußerst gut; ich sah Euch selten, doch ich wußte, daß Ihr da oben im Hause von Rousseau wohntet, und es war für mich wie ein Fest, wenn ich Euch in Eurer Abwesenheit irgend

etwas brachte, was ihr am Abend bei Eurer Rückkehr finden solltet; und dann . . . ich weiß nicht was, sagt mir, um so allein zu leben, müsset Ihr einen Kummer haben, und man wird anhänglich an diejenigen, welche Kummer haben, weil sie zu beklagen sind."

„Ihr irrt Euch nicht, Fanchette, ich habe einen grausamen Kummer!"

„Werdet Ihr anderswo weniger darunter leiden, als hier? . . . Warum geht Ihr denn?"

„Ich hoffe, daß ich dort . . . wohin ich gehe . . . den Kummer nicht mehr kennen werde."

„Das ist etwas Anderes; dann habt Ihr Recht, wenn Ihr abreist . . . doch es ist sehr Schade . . . Ihr braucht nicht hier in der Nähe zu sein, um mich daran zu mahnen, daß ich ohne Euch todt wäre: aber ich werde Euch nicht mehr zeigen können, daß ich mich der Hülfe, die Ihr mir geleistet, erinnere, und das machte mich immer so zufrieden. Bedenkt doch! wenn ich gestorben wäre, was wäre aus meiner Mutter geworden, die beinahe nicht mehr auf das Feld gehen kann? und aus diesen lieben kleinen Waisen? und aus ihm, der so viel gearbeitet hat, damit wir uns früher heirathen können? Seht, wie viel Leute in Gram und Noth versetzt worden wären, hättet Ihr es nicht verhindert, daß ich auf dem Wege nach Chavoire umkam! Und nun reist Ihr ab . . . Ah! das ist traurig! Nein, das ist nicht traurig, weil Ihr da, wohin Ihr geht, wie Ihr sagt, keinen Kummer mehr haben werdet; mir aber wird immer das Herz schwer werden, wenn ich, auf die Felder gehend, da oben das Haus von Rousseau sehe."

Und mit der umgekehrten Hand wischte sich Fanchette die Thränen ab, welche auf ihre runden, sonngebräunten Wangen rollten.

„Es gibt wenig Herzen, welche besser als das Eurige, mein Kind," erwiederte Robert gerührt; „ich verdanke Euch die einzigen Tröstungen, die meinen Kum-

mer gemildert haben. Ich bitte also, behaltet diesen Ring als Andenken von mir." Und er nahm die Hand von Fanchette und steckte ihr an den Finger den Ring, den sie in ihrer Traurigkeit anzuschauen vergaß; dann fügte er bei, indem er aus seiner Tasche ein ziemlich schweres, sorgfältig in Papier gewickeltes Päckchen zog: „Ich bitte Euch, mein Kind, auch dieses als Andenken von mir zu behalten und bis übermorgen früh zu warten, um das Papier zu öffnen; Ihr werdet darin ein paar Zeilen von meiner Hand finden, die Euch von dem unterrichten, was ich mir von Euch erbitte."

Fanchette, die sich wenig darum bekümmerte, den Inhalt des Päckchens kennen zu lernen, nahm es maschinenmäßig in ihre Hand und sagte dann weinend zu Robert:

„Heute Nacht wollt Ihr abreisen? Das ist das letzte Mal, daß ich Euch sehe, mit Euch spreche?"

„Ich reise heute Nacht, ehe der Mond aufgeht, ab; lebet wohl, Fanchette! Hätte ich einen Sohn gehabt, so wäre es mein Wunsch gewesen, er hätte im Leben eine Gefährtin wie Euch gefunden; Gott befohlen, mein Kind; laßt mich Euch auf die Stirne küssen, ehe wir uns für immer trennen."

Fanchette neigte ihren Kopf auf ihren Busen, auf den ihre Thränen rollten, und bot voll Unschuld ihre Stirne Robert; er drückte einen väterlichen Kuß darauf, während das Mädchen mit erstickter Stimme zu ihm sagte:

„Auf denn, da es sein muß . . . Gott befohlen! lebet wohl!"

Tief erschüttert, entfernte sich Robert rasch, doch nach einigen Schritten wandte er sich um, um Fanchette ein letztes Lebewohl zuzuwinken; er sah, wie sie, ihm mit dem Blicke folgend, dastand, mitten unter den drei kleinen Kindern, welche um sie gruppirt ihr die Hände küßten und sie nach der Ursache ihrer Thränen zu fragen schienen.

XXXVIII.

Die Marquise hatte, nach dem Rathe von Robert, einen Wagen genommen, der sie bis nach Saint-Germain führen mußte, wo sie, den Weg nach Montmin rechts lassend, die Ersteigung der Tournette beginnen sollte. Erschrocken über die Strapazen und die Gefahren, denen sich ihre Gebieterin in Gesellschaft eines Unbekannten preisgab, bat sie Faustine inständig, Pietro zu erlauben, sich auf den Bock neben den Kutscher zu setzen und sodann an dem Ausfluge Theil zu nehmen. Lächelnd über die Befürchtungen ihrer Kammerfrau, zündete Cornelia eine Cigarette von türkischem Tabak an und brach allein in ihren Männerkleidern auf. Sie verließ lange vor Mitternacht das Dorf Veyrier und fuhr in einem Seitenwagen, wie man in diesem Lande die kleinen, sehr niedrigen, sehr leichten Wagen nennt, in denen man seitwärts sitzt, und die, vollkommen für solche Ausflüge geeignet, dem Blicke jede Weite lassen.

Von Veyrier bis zu der Steige, über der sich die Kapelle von Saint-Germain, wohin Robert beschieden worden, erhebt, schwamm die Marquise in einem beständigen Entzücken.

Die Nacht war lau, der Himmel wunderbar rein; der jetzt in seiner Abnahme begriffene Mond warf, spät aufgehend und erst in der Morgendämmerung verschwindend, seine sanften Lichtwogen auf die Landschaft, welche so glänzend erleuchtet war als am hellen Tage; der Wagen, nachdem er durch das Dorf Menthon gefahren, wandte sich nach der Kapelle von Saint-Germain auf einer aus dem Felsgesteine gehauenen, sehr schwer zugänglichen Steige; das an den Seitenwagen gespannte Pferd ging langsam und mit Anstrengung; die Marquise stieg aus, um das Gemälde, das sich ihren Augen bot, besser zu

genießen; so wie sie immer höher auf der Steige hinauf kam, sah sie zu ihren Füßen das köstliche Bassin von Talloires, und da ihr Blick nicht mehr durch den Roc-de-Chevres, den sie beherrschte, gehemmt war, so umfaßte sie den See in seiner ganzen Ausdehnung von Annecy bis zu der Aufthürmung der Berge im Hintergrunde der Bucht. Diese so durch den Mond beleuchteten Landschaften nahmen in den Augen von Cornelia ein beinahe phantastisches Aussehen an: die Fluren, die Wiesen, die Gehölze, welche die Berge des ersten Plans bedeckten, vermengten sich in einer einförmigen Tinte, als wäre der Wischer über ihre am Tage so lebhaften, so wechselreichen Farben hingefahren; die mehr entfernten bläulichen Gipfel nahmen, am Horizont sich verlierend, Nuancen von Opal und Perlmutter an, während sich die schwarze Silhouette der in der Finsterniß gebliebenen Berge vom Azur des mit Sternen brillantirten Himmels und von der silbernen Fläche des Sees abhob.

„O Julian," dachte Cornelia, „ich liebe es, hier Dein engelisches Bild bleich und verschleiert heraufzubeschwören, wie es zu dieser Stunde die, sonst in den Feuern der Sonne so belebte, Natur ist. Arme Seele, theurer Schatten . . . sehe ich Dich nicht dort unter jenen Dünsten der Nacht schweben?"

Am Rande des Kamins stehend, gab sich die Marquise d'Alfi diesen Träumen, diesen Visionen hin, mit denen sie ihre seltsame Liebe nährte; plötzlich bebte sie, als sie die Stimme von Robert vernahm, der ihr entgegen kam und zu ihr sagte:

„Madame, Sie müssen sich nicht im Voraus so müde machen."

„Was wollt Ihr von mir?" versetzte ungeduldig die Marquise, welche kaum die Worte ihres Führers gehört hatte.

„Madame, ich erwartete Sie bei der Kapelle von

Saint=Germain, da hörte ich von fern das Geräusch der Schellen des Pferdes, und ich ging Ihnen entgegen. . . . Entschuldigen Sie . . . ich sagte, Sie müssen sich., da Sie einen langen Weg zu machen haben, nicht zum Voraus ermüden; glauben Sie mir, bleiben Sie in Ihrem Wagen, so weit er fahren kann."

Mochte die Marquise das Richtige der Bemerkungen ihres Führers fühlen, wollte sie sich völlig absondern, um sich ihren Gedanken überlassen zu können, sie stieg wieder in den Seitenwagen, der durch Saint=Germain passirte, die Straße nach Montmin rechts ließ, durch ein Thälchen fuhr und sodann auf einen sehr schmalen, felsigen Weg gelangte. Robert folgte schweigsam dem Wagen; er stützte sich auf einen langen Stock, der auf der einen Seite in einer eisernen Spitze, auf der andern in einem Gemsenhorn endigte; er trug auf seinen Schultern befestigt eine mit leichten Querhölzern und zwei eisernen Haken versehene Strickleiter, ein Aufsteigungswerkzeug, das er am Tage hatte verfertigen lassen.

Nachdem man einige Zeit marschirt war, wurde der Weg, der ein Gehölze von Haselstauden, Weißdorn und Cornelkirschbäumen durchschnitt, welche stellenweise durch grünes Terrain von einander getrennt waren, so enge geschlossen, so steinig, daß das Pferd des Wagens stolperte, mehrere Male beinahe zu Boden fiel und der Kutscher erklärte, er könne ohne Gefahr nicht weiter gehen.

Cornelia stieg behende aus, und Robert sagte zu ihr:

„Madame, Sie werden ohne Zweifel bei der Rückkehr sehr müde sein; ich würde Ihnen rathen, dem Kutscher zu befehlen, Sie in einer der Meiereien in der Nähe der Kapelle von Saint = Germain zu erwarten."

„Gut," sagte die Marquise d'Alsi, „gehen wir vrrwärts."

Der Seitenwagen kehrte um: lange noch hörte man bei der tiefen Stille der Nacht in der Ferne den Klang

der Schellen des Pferdes. Endlich wurde das Geräusch immer schwächer und erlosch dann ganz.

„Nun sind wir allein," sagte Robert zu sich selbst, „allein!"

Und er schritt ziemlich lange vor der Marquise d'Alfi her, dem abschüssigen Wege folgend, den die Herden wählen, um in der schönen Jahreszeit zu den Waiden der höheren Plateaux hinaufzusteigen; nach dem Gehölze kam ein Tannenwald in amphitheatralischer Stellung; einen glänzend vom Monde beleuchteten Durchgang verlassend, um in den dunklen Wald einzutreten, fühlte Cornelia Anfangs jene Art von Blendung, welche die Folge des heftigen Contrastes von Licht und Finsterniß ist; sie sah nicht auf zwei Schritte weit vor sich und zögerte, weiter zu gehen. Gewohnt der nächtlichen Ausflüge und mit der Straße vertraut, konnte sie Robert führen; er sagte auch zu der Marquise, indem er ihr in die Hand sein Gemsenhorn gab, das an einem der Enden seines langen Stockes befestigt war:

„Nehmen Sie dies, Madame, ich werde das andere Ende des Stockes halten, und Sie folgen mir so, bis sich Ihre Augen allmälig an die Nacht dieser Wälder gewöhnt haben."

Das Gesicht von Cornelia war in der That bald an die stellenweise durch einen Mondstrahl, der seine bleiche Helle durch die Zweige der Tannen eindringen ließ, schwach zerstreute Finsterniß gewöhnt, und sie konnte die Krümmungen des Weges, den sie erkletterte, und in einer kleinen Entfernung von sich die schwarze Silhouette ihres Führers unterscheiden.

Jede Andere als die Marquise würde, indem sie sich zu einer solchen Stunde an diese öden, verlassenen Orte gewagt hätte, von einem unbestimmten Gefühle von Furcht ergriffen worden sein... Es läßt sich nichts so Majestätisches denken als dieser Wald von hundert Fuß hohen Tannen, welcher da und dort mit Waldglöckchen und rund-

blättrigen Steinbrechen besäte Moosteppiche bedeckte; diese hundertjährigen Bäume waren so eng mit zahllosen Zweigen bewachsen, daß man nur selten durch den Zwischenraum ihrer Pfeile eine Ecke des besternten Himmels erblickte; ziemlich große Lichtungen unterbrachen von Zeit zu Zeit diesen Hochwald, und auf ihren Rasen, auf dem der Mond seine silbernen Wellen verbreitete, fielen die großen Schatten der Tannen; bei den Zugängen der Lichtung zeichneten sich die minder gedrängt beisammen stehenden Stämme und Aeste in einem bläulichen, wie ein Dämmerschein durchsichtigen Halbschatten; das Brausen des in der Tiefe der Schlucht, welche den Wald durchschneidet, hinrollenden Wassers, das dumpfe Rauschen der von den Winden bewegten Zweige, ähnlich dem Gemurmel des am Ufer brandenden Meeres, der Flug eines durch das Herannahen der Tritte des Menschen plötzlich aufgeweckten Nachtvogels störten zuweilen die imposante Stille dieser geheimnißvollen, finstern Einöden, wo Cornelia, in ihrer Begierde nach fieberhaften Aufregungen, das, nicht mehr schwermüthige und sanfte, sondern leichenbleiche, wie der Todeskampf erschreckliche Bild von Julian heraufbeschwor!

„Madame," sagte Robert stille stehend, „Sie müssen doch anfangen müde zu werden?"

XXXIX.

Der durch diesen Wald gebahnte Weg wurde immer abschüssiger; eine frischere, schärfere Luft kündigte die Hochplateaux der Tournette an; die minder kräftigen, dünner gesäten Bäume standen verkrümmt da; die mit Rasen bewachsenen Lichtungen dehnten sich mehr aus; die zunehmende Höhe dieser Regionen war so, daß selbst die Tannen nur schwer vegetirten; bald verschwanden sie ganz, und Cornelia sah vor sich emporragen die beinahe

senkrechten Abhänge, große Weiden bestehend aus Kräutern von einer außerordentlichen Feinheit, gewürzt durch einen sanften Vanillegeruch, den zahlreiche Orchideen, halb verborgen im Grase, ausströmten.

„Nein," sprach die Marquise, „ich habe nicht Zeit gehabt, an die Müdigkeit zu denken; der Weg von Saint-Germain an ist bewunderungswürdig."

„Wenn Sie mir glauben wollen, Madame, ruhen wir hier ein paar Augenblicke aus."

„Haben wir noch weit zu gehen?"

„Ja, noch sehr weit; sind wir über diese jähen, schlüpfrigen Wiesen hingegangen, so befinden wir uns bei der Hütte vom Kreuze: dann haben wir höchstens zwei Drittel der Höhe der Tournette erreicht."

„Und werden wir zum Lehnstuhle vor Sonnenaufgang kommen?"

„Ich hoffe es, Madame, denn von der Hütte aus haben wir nur noch einige Felsenbänke zu erklettern, um den Gletscher zu erreichen, der den Fuß des Lehnstuhls umgibt . . . Wir müssen also noch zwei Stunden marschiren. Dieser Marsch wird schwierig, gefährlich sein . . . Ich rathe Ihnen auch, ein wenig Athem zu schöpfen."

„Ich fühle durchaus keine Müdigkeit."

„Madame, ich versichere Sie, Sie müssen Ihre Kräfte sparen," erwiederte Robert, „sonst würden Sie erschöpft bei den Zugängen des Lehnstuhls ankommen; es wäre Ihnen, trotz meiner Unterstützung, unmöglich, auf seine Spitze zu gelangen, und Sie würden den schönsten Anblick von Ihrer Ersteigung der Tournette verlieren. Wir wollen erst in einer halben Stunde weiter gehen. . . Entschuldigen Sie, Madame, daß Ihnen ein armer Mann meiner Art widerspricht, doch ich bin Ihr Führer und kenne die Schwierigkeiten des Weges."

Nachdem er dies gesagt, setzte sich Robert auf das Gras.

die Leiter auf dem Gipfel des Lehnstuhls zu befestigen. In fünf Minuten sind wir dort; warten Sie auf mich, ich komme sogleich zurück.“

Cornelia sah ihren Führer aufrecht und mit festem Fuße über die Brücke gehen, welche der Stein zwischen ihr und dem Abgrunde bildete .. Hiernach zwischen seinen Knieen und seinen Armen einen Vorsprung des an dieser Stelle völlig senkrechten Felses pressend, kletterte er an dieser Hervorragung hinauf, wie man an einem Baume hinaufklettert, gelangte so auf den Gipfel des Lehnstuhls und befestigte sodann daran die Strickleiter, welcher er sich, um wieder hinabzusteigen, bediente.

Bei dem Gedanken, aufrecht oder kriechend, jedoch ohne irgend eine Stütze über den schmalen, ein paar Schritte langen Stein hinzugehen, von wo aus man unter sich die unermeßlichen Tiefen erschaut, deren Anblick ihr einen heftigen Schwindel verursacht hatte, schauerte die Marquise, nicht aus Feigheit, sondern in der Erinnerung an die unüberwindliche Betäubung, welche sie ein paar Minuten zuvor beinahe in den Abgrund gestürzt hätte, — eine furchtbare Gefahr, deren erschreckliche Poesie sie gekostet hatte.

„So eben,“ sagte sie zu Robert, „so eben wollte ich unter mich schauen . . . der Kopf wirbelte mir . . . ohne das Seil war ich verloren . . . Mein Entschluß ist unerschütterlich, ich will da hinauf gehen, ich werde gehen. Nur kann es sein, daß ich abermals vom Schwindel ergriffen werde, wenn ich über diesen Stein hinschreite . . wie ist das zu vermeiden?“

„Nichts kann leichter sein,“ erwiederte Robert, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte. „Der Stein ist breit genug, daß sich zwei Personen, nicht neben einander, sondern seitwärts, indem sie einander das Gesicht zuwenden, darauf halten können; wir werden uns so stellen, Madame; ich nehme Ihre Hände in die meinigen,

wir gehen seitwärts, und Sie folgen allen meinen Bewegungen, indem Sie beständig Ihre Augen auf die meinigen geheftet halten . . . So werden Sie den Anblick der Abstürze vermeiden."

„Gut," versetzte Cornelia.

Robert nahm in seine Hände die Hände der Marquise, die sich ihm gegenüber stellte, und deren Blicke die seinigen nicht verließen. So rückte er seitwärts gehend mit ihr auf dem Felsblocke, der die Brücke bildete, vor, und Beide überschritten nach und nach den Stein.

Dieser Uebergang zwischen zwei Unermeßlichkeiten, der des Himmels und der des Abgrundes, dauerte kaum ein paar Secunden; doch während dieser paar Secunden erschien eine ganze schmerzliche, verzweiflungsvolle Vergangenheit vor dem Geiste von Robert. Diese Frau, die ihm, beinahe um ihn zu berühren, gegenüberstand, diese Frau, deren Hände er in den seinigen drückte . . . diese Frau, mit der er einen starren Blick wechselte, diese Frau, die er zwischen dem Leben und dem Tode schwebend hielt, hatte Julian in den Selbstmord getrieben . . . So groß war der Abscheu, den sie ihm einflößte, daß er sich verrathen haben würde, hätte er noch ein paar Momente länger die Thätigkeit des Blickes und den Druck der Hand dieses verhaßten Geschöpfes ertragen müssen . . . Als der Stein überschritten war, rief er, indem er Cornelia die am letzten Pic, der zu erklettern blieb, befestigte Strickleiter zeigte:

„Endlich sind wir an Ort und Stelle, wir berühren das Ziel.

„Ich sagte ja, ich werde dahin gehen!" rief die Marquise d'Alfi berauscht, triumphirend; und sie eilte auf die Strickleiter zu und stieg rasch hinauf, während Robert, ebenfalls triumphirend, indem er ihr mit einem wilden Auge folgte, murmelte:

„Noch eine Sprosse . . . noch eine . . . und diese . . . und diese letzte . . . o mein Sohn . . . Du

bist gerächt! Das Ungeheuer ist nun auf dem Steine seines Grabes."

Nach diesen Worten stieg Robert ebenfalls hastig die Leiter hinauf, erreichte den Gipfel in dem Augenblick, wo die Marquise, aufrecht stehend, die Arme gekreuzt, den Busen wogend, die Wange in Flammen, das Auge funkelnd, ausrief:

„Endlich trete ich dich unter meinen Füßen, stolzer Gipfel!! Dann sprach sie zu ihrem Führer, welcher, knieend, sich beeilte, die Haken der Leiter vom Felsen loszumachen: „Von hier aus . . . muß man Lyon, Genf, die Rhone erblicken . . . Ich will . . ."

Sie vollendete nicht.

Mit leichenbleichem, entsetzlichem Gesichte richtete sich Robert in seiner ganzen Höhe auf, und ohne Cornelia zu antworten, deutete er auf die Strickleiter, die er in den Raum schleuderte.

Epilog.

Der Gipfel des Lehnstuhls, auf den Robert und die Marquise gelangt sind, bietet eine Länge von ungefähr dreißig Fuß, bedeckt mit Bruchstücken und Trümmern, welche seit Jahrhunderten durch den Blitz, durch die Thätigkeit des Regens, des Schnees oder des Eises von der Hauptmasse gebrochen oder gelöst worden sind; ein einziger Kalkblock von ziemlich großem Umfang erhebt sich über diesen Trümmern, und man liest in diesen Stein eingegraben die Namen mehrerer Touristen, welche bis zum Lehnstuhle hinaufgestiegen sind. Nichts

vermag den unheimlichen Anblick dieses schmalen, wüsten Gipfels, den der Abgrund auf allen Seiten umgibt, zu schildern.

Die Marquise, da sie ihren Führer in den Raum die Strickleiter, das einzige Mittel des Hinabsteigens, welches ihnen blieb, schleudern sieht, ist Anfangs stumm vor Erstaunen, dann ruft sie:

Diese Leiter sollte uns ja zum Hinabsteigen dienen?

Robert mit ernster Stimme.

Wir werden nicht wieder hinabsteigen.

Die Marquise d'Alfi, vor dem Blicke ihres Führers zurückweichend.

Was sagt dieser Mensch! (indem sie sich zu beruhigen sucht, fügt sie hoffärtig bei:) Was bedeutet das? Ist das ein unverschämter Scherz?

Robert, unempfindlich, auf den ungeheuren Horizont deutend, den der Lehnstuhl beherrscht.

Marquise . . . Sie müssen auf diese Welt verzichten! Der Lehnstuhl wird für uns ein Ort ewiger Ruhe sein.

Die Marquise d'Alfi.

Wehe mir! Ich habe zum Führer einen Narren genommen. Ich bemerkte schon etwas Stieres in den Augen dieses Menschen!

Robert ergreift den Arm der durch das Erstaunen und den Schrecken gelähmten Marquise, läßt sie ein paar Schritte auf der Plattform des Lehnstuhls machen und deutet mit dem Zeigefinger gegen Westen.

Sehen Sie dort . . . dort . . . am Horizont . . . so weit das Auge reicht . . . jenen schwarzen Punkt, nach dem die glänzende Linie mündet, die sich, aus jenem See hervorgehend, hinschlängelt?

Die Marquise d'Alfi, beinahe maschinenmäßig.

Ja . . . ich sehe.

Robert.

Jener See . . . ist der Genfer-See . . . jene glänzende Linie . . . ist die Rhone . . . jener schwarze Punkt . . . ist Lyon.

Die Marquise d'Alfi mit einer mit Angst gemischten Ungeduld.

Gut . . . Ich habe gesehen, was ich sehen wollte! lassen Sie uns gehen . . . ich will, gehorchen Sie.

Robert, mit einem finstern Lächeln.

Ah! Sie haben geglaubt, ich führe Sie hierher, um Ihre leichtfertige Neugierde zu befriedigen? Ah! Sie glauben, es sei genug damit, daß Sie einen zerstreuten Blick auf jene entfernten Orte, auf den Genfer-See . . . die Rohne . . . und Lyon geworfen! (Mit einer dumpfen, dem Ausbruche nahen Wuth.) Sie wissen also nicht...

Die Marquise d'Alfi unterbricht plötzlich, von einer beruhigenden Idee ergriffen, ihren Führer.

Ich begreife; nein, Sie sind kein Narr . . . Ihre Geistesgegenwart bei diesem Ausfluge, Ihre Worte, Alles beweist es mir. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: Sie wissen, daß ich reich bin, Sie wollen auf meine Angst speculiren und einen ungeheuren Preis auf Ihre Dienste setzen, weil es mir nun unmöglich ist, ohne Ihren Beistand hinabzusteigen, gut. (Sie zieht mehrere Diamantringe von ihren Fingern und übergibt sie Robert.) Ehe ich mich für immer von diesen Juwelen, welche sieben bis achttausend Franken werth sind, trennen würde, gebe ich das Doppelte dieser Summe; behalten Sie die Ringe: wenn wir in meine Wohnung kommen, geben Sie mir dieselben zurück, und Sie empfangen dagegen zwanzigtausend Franken.

(Robert nimmt in seiner hohlen Hand die Juwelen auf; dann nähert er sich langsam dem felsigen Kranze

des Lehnstuhls und läßt, die Marquise starr anschauend, die Ringe einen nach dem andern in den Abgrund fallen.)

Die Marquise d'Alfi, erbleichend.

Ich täuschte mich! Es unterliegt keinem Zweifel mehr . . . er ist ein Narr . . . Ich bin verloren!

Robert,

nachdem er die Juwelen in den Abgrund geworfen hat, scheint den Horizont auf der westlichen Seite, wo Lyon liegt, zu betrachten; er streckt seine Hand über seinen Kopf empor, um die Richtung des Windes, der sich zu erheben anfängt, besser zu fühlen, und sagt:

Der Wind wechselt! Von Norden dreht er sich gegen den schon mit Wolken beladenen Westen; binnen Kurzem wird er uns umhüllen, und der Schnee wird auf den Gipfel fallen, auf dem wir sind . . . Marquise, dieser Schnee wird unser Leichentuch sein.

Die Marquise d'Alfi sinkt, gelähmt durch die Müdigkeit und den Schrecken, auf ein Felsstück.

Hier! allein . . . der Willkür dieses elenden Narren anheimgegeben! Oh! ich bin verloren! verloren!

Robert setzt sich zu der Marquise.

Sie haben gesagt: verloren! Das ist Schade, nicht wahr? Sterben mit sechsundzwanzig Jahren, reich und schön! ebenso schön als grausam und verdorben! Beurtheilen Sie! Venus wäre im Vergleiche mit Ihnen häßlich und Messalina eine Heilige!! Und dann hatten Sie den Becher der Schande ganz geleert; Sie fühlten sich so behaglich im Verbrechen, daß Ihre eherne Stirne nicht mehr erröthete. Doch Ihre Dienstboten errötheten für Sie (ich spreche mit Ihnen in der Vergangenheit und als ob Sie todt wären, weil Sie zu dieser Stunde todt sind). Es ist wahrhaftig Schade, Sie wären in

diesem schändlichen Leben alt geworden . . . Sie fanden darin Ihr Glück! Die Thränen, das Blut der Menschen, welche für Sie starben oder durch Sie das Leben verloren, verkitteten dieses Glück! Was ist daran gelegen! Laster, Frechheit, Straflosigkeit, diese drei Worte faßten bis heute Ihr Leben zusammen! Stumm ist das Gesetz vor diesen eleganten Mördern, wo der Henker, einen Strauß in der Hand, mit dem Blicke foltert und mit dem Gelächter tödtet . . . Doch ich sage Ihnen, der Tag der Sühne ist gekommen . . . Wir Beide sind allein hier, sieben bis achttausend Fuß über der Wohnstätte der Menschen; sogleich werden wir in den Wolken verloren sein; sehen Sie . . . schon bedeckt sich der Westen mit Dünsten; sie nähern sich mit der Geschwindigkeit des Orkans ; der Wind wird eiskalt . . . Binnen Kurzem wird uns der Schnee als Leichentuch dienen. . .

Weit entfernt, ihren Führer zu unterbrechen, ist die Marquise d'Alfi vielmehr mit einer keuchenden Neugierde an seinen Lippen hängen geblieben und hat es versucht, zu ahnen, was der Zweck oder der Ausgang dieses furchtbaren Gespräches sein könnte; schon bemächtigen sich große finstere Wolken, von einem heftigen Winde gejagt, allmälig gegen Nordosten des kaum noch so reinen Horizonts und scheinen sich bald wie Wellen am Fuße des Lehnstuhls brechen zu müssen, denn über diesem erhabenen Gipfel ist der Himmel immer blau, die Sonne immer strahlend.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen fühlt die Marquise ihren, einen Augenblick niedergeschlagenen Muth wiedererwachen; ihr Stolz empört sich bei dem Gedanken, sie scheine der Furcht nachzugeben; sie steht auf und spricht, die Stirne hoch erhebend, ein spöttisches Lächeln um die Lippen, zu Robert, der, seinen Ellenbogen auf seinen Schooß, seine Stirne auf seine Hand stützend, sitzen bleibt:

Mein Herr, Sie sind allerdings außerordentlich unverschämt, doch gestehen Sie, Sie sind auch sehr feig! Der Zufall gibt mir zum Führer irgend einen unbekannten Feind, ich vertraue mich diesem Menschen an, ich bin seiner Willkür preisgegeben, ich bin Weib ... er wirft mir den Schimpf ins Gesicht und wagt es nicht einmal, mir zu sagen, wer er ist, was er will, was er mir vorwirft.

Robert schlägt, immer sitzend, die Augen zur Marquise auf.

Sie fragen mich, wer ich sei?

Die Marquise d'Alfi.

Ja.

Robert.

Sie fragen mich, was ich Ihnen vorwerfe?

Die Marquise d'Alfi.

Ja.

Robert.

Sie fragen, was ich mit Ihnen thun wolle?

Die Marquise d'Alfi beiseit.

Unwillkürlich macht mir dieser Mensch bange.

Robert steht auf, ergreift mit einer krampfhaften Hand den Arm der Marquise und bezeichnet ihr nach und nach durch die Geberde am Horizont drei Punkte.

Schauen Sie dorthin, jener schwarze Punkt, den die Wolke noch nicht überzogen hat, das ist Lyon ... In dieser Stadt wohnte ich mit meinem Sohne ... Er lernte Sie kennen! ... Sechs Wochen nachher begab er sich nach Genf ... Schauen Sie dorthin, das ist Genf ... Jener Fluß, der aus dem See hervorkommt, ist die Rhone, in welcher sich mein Sohn aus Verzweiflung ertränkt hat ... (Mit einem furchtbaren Ausbruche) Ich bin der Vater von Julian!

Die Marquise d'Alfi bebt, wirft einen tiefen Blick auf Robert und bleibt stumm und nachdenkend.

Der Horizont ist beinahe ganz verdüstert, ein heftiger Sturm rückt heran und treibt dicke Wolken vor sich her, doch der Lehnstuhl ist so hoch, daß sie zu seinen Füßen rollen und schwimmen, wie ein Meer von schwarzen Dünsten, stellenweise durchfurcht von Blitzen. Man hört in der Ferne das dumpfe Tosen des Donners, doch über dem Lehnstuhle glänzt noch an einem azurblauen Himmel die Sonne.

Die Marquise hat bei den Worten ihres Führers: „Ich bin der Vater von Julian," geschauert. Bald aber erhebt sie ihre kühne Stirne wieder, schaut Robert fest an, nähert sich ihm, setzt sich auf das Felsstück, von dem sie aufgestanden war, und spricht mit einem spöttischen Lächeln und einem eiskalten Phlegma zu ihm:

Ah! Sie sind der Vater von Julian! Nun wohl! mein lieber Herr, lassen Sie uns plaudern.

Robert erhebt beide Fäuste gegen die Marquise.

Ungeheuer!

Die Marquise d'Alfi, immer sitzend und ihn fest anschauend.

Gut . . . und sodann?

Robert außer sich, packt mit beiden Händen die Marquise krampfhaft bei den Schultern.

Du sollst sterben.

Die Marquise d'Alfi.

Ich weiß es . . . und hernach?

Versteinert durch so viel Keckheit, bleibt Robert unbeweglich und betrachtet die Marquise d'Alfi mit Entsetzen.

Die bis jetzt unter der Plattform der Tournette aufgethürmten Wolken fangen an sich dieser allmälig wie eine steigende Fluth zu bemächtigen; das Brausen des herannahenden Gewitters vermischt sich mit dem Krachen

des Donners, die scharfe Helle der Blitze beleuchtet zuweilen mit einem feurigen Roth die Wolkenmasse, welche auf allen Seiten den Horizont verschleiert; aber die Wolken haben noch nicht die Firste des Lehnstuhles umhüllt, über dem der Himmel immer heiter, die Sonne immer blendend ist, während zu den Füßen von Robert und Cornelia der Sturm unter Donner, Hagel, Regen, Blitzen und dem Pfeifen des Orkans losbricht . . . Doch unempfindlich vor den entfesselten Elementen, triumphirend wegen des Entsetzens, das sie Robert einflößt, dem Gewitter, dem Tode einen letzten Blick der Herausforderung zuschleudernd, nimmt die Marquise aus der Tasche ihres seidenen Paletot ihr goldenes Etui, reibt auf dem Deckel ein Zündhölzchen, steckt eine Cigarre an, bläst, den Ellenbogen auf ihren Schooß stützend, den leichten Tabakrauch in den Wind hinaus und sagt zu Robert:

Dieser herrliche Sturm ist eine würdige Krone für unsere Auffsteigung! Ja, bis jetzt hatte ich Menschen, aber nie den Donner zu meinen Füßen murren sehen; . . . dieses Schauspiel ist höchst interessant.

Robert zur Marquise zurückkehrend.

Ihre höllische Frechheit hatte mich vorhin auf das Aeußerste getrieben . . . Zum Glück habe ich dieser Bewegung der Wuth nicht nachgegeben; von mir in den Abgrund geschleudert, wären Sie ohne Todeskampf gestorben?

Die Marquise d'Alfi.

Da Sie wissen, daß ich nicht ohne Ihre Hülfe von hier hinabsteigen kann, so werden Sie mich also auf diesem Felsen zurücklassen, damit ich vor Hunger oder Kälte sterbe?

Robert.

Ich werde bei Ihnen bleiben.

Die Marquise d'Alfi.

Bis zum Ende?

Robert.

Bis zum Ende ... Ihr Loos wird das meinige sein, wir werden Beide sterben.

Die Marquise d'Alfi.

Meinen Tod begreife ich ... Sie rächen Ihren Sohn, mein lieber Herr, doch Sie ... warum wollen Sie sterben?

Robert.

Das ist meine Sache; ich habe meine Gründe und werde auch sterben.

Die Marquise d'Alfi.

Verzeihen Sie, ich bin unbescheiden gewesen .. Es ist also beschlossen, daß dieser Lehnstuhl unser Grab sein wird; erlauben Sie mir jedoch eine Bemerkung: nehmen wir an, meine Leute, wenn sie mich nicht zurückkehren sehen und ängstlich gemacht durch diesen Sturm, den man von der Ebene gewahren muß, versammeln Führer und kommen mir zur Hülfe?

Robert.

Steigt Einer herauf, so nehme ich Sie in meine Arme ... und sehen Sie ... wir werden die Wahl haben zwischen diesen Abstürzen, welche auf jeder Seite den Lehnstuhl umgeben.

Die Marquise d'Alfi raucht fortwährend.

Sie sind ein positiver Mann ... Sie führen die Einwürfe auf... Nichts zurück, das ist das Wort gut! Ich ziehe dem Zweifel die Gewißheit vor, ich liebe die klaren Stellungen, die meinige ist es in jeder Hinsicht; ich vermöchte nicht von hier ohne Ihre Hülfe hinabzusteigen, die Leiter ist verloren; die Müdigkeit, gegen welche mein Wille lange gekämpft hat, lähmt mich. Zum Glück verspürt mein Verstand noch nichts von der Vernichtung meiner Kräfte; unsere letzte Unterhaltung wird auch in-

teressant sein; um den Tod Ihres Sohnes zu rächen, mein lieber Herr, nöthigen Sie mich also, mit Ihnen auf diesem Felsen zu sterben, oder Sie stürzen sich mit mir in einen Abgrund? Das ist abgethan. Seltsam! gestern noch fragte ich mich, auf welche Art und in welchem Alter ich sterben werde. Wie weit war ich davon entfernt, dieses originelle und nahe bevorstehende Ende vorherzusehen! Ah! lassen Sie uns ein wenig von Julian sprechen . . . Der Augenblick ist feierlich, Sie spielen die Rolle der rächenden Vorsehung, der Donner brummt unter uns in der Manier eines Basso cantante, ein furchtbares Accopagnement, das sehr zur rechten Zeit kommt, um Ihre Bannflüche zu verstärken. Hören Sie, welch ein schöner Donnerschlag! Der Lehnstuhl hat darob gezittert, und meine Cigarette ist, glaube ich, aus Schrecken erloschen. Oh! der herrliche Blitz, . . . ganz Feuer und Flamme; ich bin geblendet! Der Sturm umhüllt uns nun, die Wolken steigen, kaum vorhin noch zu unsern Füßen, über unsere Häupter empor. Sehen Sie, sie werden sogleich diese strahlende Sonne, die ich so sehr liebe, verschleiern . . . Es ist um sie geschehen . . . Fahre wohl, Sonne, schöne Sonne, auf immer fahre wohl! . . . Wir sind also nun in der Finsterniß der Wolke verloren; ich wiederhole Ihnen, Sie werden nie einen erschrecklich günstigeren Augenblick finden, um mit mir von Julian zu sprechen. . . .

Bald sind Robert und Cornelia von einem undurchdringlichen Nebel umgeben; kaum können sie auf zehn Schritte von sich das Felsgestein der Plattform des Lehnstuhls unterscheiden; die Donnerschläge und die Blitze werden minder häufig, doch ein eiskalter Nordwind fängt an zu wehen; man sieht einige leichte Schneeflocken durch den dicken Nebel wirbeln.

Robert hat der Marquise stillschweigend zugehört; er erwiedert:

Indem ich Ihnen sagte: Ich bin der Vater von

Julian! habe ich Alles gesagt. Sie haben begriffen, Sie haben sich entfärbt. Sie kennen nun das Loos, das Ihrer harrt . . . Befehlen Sie Ihre Seele Gott . . . hoffen Sie nicht, mich zu erweichen.

Die Marquise d'Alfi.

Ich! Sie zu erweichen suchen! Ich! zittern vor Ihnen! Schauen Sie mir doch ins Gesicht. Lesen Sie in meinen Zügen eine feige Angst? Sollte Ihnen Julian nicht gesagt haben, was für eine Frau ich bin?

Robert.

Sie sind ein Ungeheuer der Verderbniß und der Grausamkeit!

Die Marquise d'Alfi.

Aus Bescheidenheit vermöchte ich nicht mit Ihnen hierüber zu streiten; doch mein Charakter, sehen Sie, ist so fest gestählt, ich habe eine solche Verachtung der Gefahr, ich gefalle mir so sehr darin, der Drohung und dem Schrecken Trotz zu bieten, daß ich, wäre es mir ein Wort sprechend, ein einziges Wort, möglich, Ihren Haß zu entwaffnen und in Mitleid zu verwandeln, dieses Wort nicht sagen würde . . . nein, weil es unter solchen Umständen eine Feigheit wäre. (Die Marquise zündet eine andere Cigarre an.) Ein solches Weib, mein lieber Herr, bin ich.

Der Nebel verdoppelt seine Intensität; von allen Seiten in Wolken gehüllt, können Robert und die Marquise nicht einmal die Umrisse der schmalen Plattform, auf der sie sich befinden, erschauen. Die Windstöße nehmen an Heftigkeit ab, die Atmosphäre wird eiskalt, ein dichter Schnee fängt an zu fallen.

Robert.

Was Sie auch sagen mögen, so weit Sie auch die Hoffart des Lasters, die Prahlerei des Verbrechens treiben, Sie werden in meinen Augen nie etwas An-

deres als eine boshafte Creatur der niedrigsten, der schändlichsten Art sein.

Die Marquise d'Alfi.

Ah! mein Herr, Ihr väterlicher Kummer macht Sie, erlauben Sie mir, Ihnen das zu sagen, vielleicht ungerecht gegen mich.

Robert.

Nein, man findet in Ihrer Verdorbenheit nicht einmal jene entsetzliche Größe, welche gewisse Verbrecher außer die Menschheit stellt; Sie haben nicht einmal den gräßlichen Muth des Mörders der, die Stirne hoch, sein Opfer angreift: Sie berauschen zuerst diejenigen, welche Sie sodann ungestraft erwürgen . . . Welche Gefahr laufen Sie dabei? Sie sind reich, Sie kennen weder Scham, noch Schande, noch Reue, noch Gewissensbisse...

Die Marquise d'Alfi.

Ho! ho! Reue? . . . Gewissensbisse? . . .

Robert.

Würden Sie es wagen, zu behaupten. Sie bedauern meinen Sohn zum Selbstmord angetrieben zu haben?

Die Marquise d'Alfi mit einem bittern Gelächter.

Ich! Sie sollen sehen, daß ich mich in diesen Jungen verliebt habe . . . nach seinem Tode! Eine Liebe jenseits des Grabes! . . . (sie lacht laut auf) liebäugeln mit einem Gespenste! Ah! mein theuerster Herr, in der Liebe, glauben Sie mir, brauche ich etwas Besseres als einen Schatten!

Robert schleudert der Marquise einen entsetzlichen Blick zu, doch er hält an sich.

Ich werde ruhig bleiben, Sie werden bis zum Ende auf ihren Lippen dieses Lächeln höllischen Spottes haben; ich erwartete es. Sie! die Reue kennen! Wäre mir ein Zweifel in dieser Hinsicht gekommen, er würde nun verschwunden sein!

Mein Gewissen ist auch ruhig. Die Strafe zögert zuweilen oder weicht vor dem erwachten Gewissen zurück, doch sie trifft unerbittlich den verhärteten Verbrecher!

Die Marquise d'Alfi.

Ich gehöre zu diesen . . . Erweisen Sie mir die Ehre und die Gnade, es zu glauben.

Robert.

Ich werde Ihnen diese Gnade erweisen, das wird die einzige sein . . .

Die Marquise d'Alfi.

Ich will keine andere.

Robert.

Ich sagte Ihnen, es gebe nichts so feig Grausames als Ihre Verdorbenheit. Sie haben zum Selbstmorde angetrieben, Sie haben getödtet, wen? Ein armes, harmloses, vertrauensvolles Geschöpf . . . ein Kind . . . (Er hält einen Augenblick inne, die Thränen ersticken seine Stimme, doch er überwältigt seine Gemüthsbewegung.) Sie behielten, als Sie Ihr grausames Gewebe anzettelten, die ganze Scharfsichtigkeit des kalten Lasters; der unglückliche Knabe war berauscht, geblendet durch die Leidenschaft . . . Sie haben so die stolze Kühnheit gehabt, ihn . . . mit einer Binde auf den Augen! zum Abgrunde zu führen und hinabzustoßen.

Die Marquise d'Alfi.

Ich werde dies, wenn es Ihnen beliebt, ganz anders ansehen. (Sie unterbricht sich schauernd und schüttelt den Schnee ab, mit dem ihre Kleider schon bedeckt sind) Ich bitte um Verzeihung, . . . wissen Sie, daß die Kälte sehr scharf zu werden anfängt? Der Schnee fällt in großen Flocken, sehen Sie, er steigt schon bis an unsere Knöchel. . . . Meine Füße sind eiskalt . . . ich fühle sie nicht mehr . . . Das ist, wie Sie sich wohl denken können, nicht eine Klage, die ich ausdrücke, mein lieber Herr,

es ist eine einfache . . . atmosphärische Bemerkung; mir dünkt es sehr seltsam, so viel Schnee in der Mitte des Monats October fallen zu sehen.

Robert.

Ich sagte Ihnen, dieser Schnee werde Ihr Leichentuch sein

Die Marquise d'Alfi.

Es ist wahr, doch ich dachte, wie alle Führer übertreiben Sie ein wenig die Schönheiten der Gegend, die Sie mich besuchen lassen.

Robert.

Ich übertrieb nichts . . . in einer Stunde wird uns der Schnee bis an den Gürtel reichen; heute Abend, wenn der Mond aufgeht, sind wir darunter begraben.

Die Marquise d'Alfi.

Ich will Ihnen nicht die Beleidigung anthun, an Ihren Vorhersagungen zu zweifeln, doch dagegen haben Sie wenigstens Vertrauen zu den meinigen. Glauben Sie mir also, es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu ängstigen, Sie werden mich mit einer festen Verachtung sterben sehen; Sie werden nicht das Schauspiel der Weheklagen, der Bangigkeiten, der Gewissensbisse haben, auf das Sie rechneten, mein lieber Herr. Sie müssen mich entschuldigen, wahrhaftig, ich vermöchte diese klägliche Tragödie nicht zu spielen.

Robert.

Ihr fluchwürdiger Stolz wird sich demüthigen.

Die Marquise d'Alfi.

Vor wem?

Robert.

Vor dem Tode.

Die Marquise d'Alfi.

Gut! Schon zweimal habe ich heute, wie Sie wis-

„Ruhen wir also aus!“ versetzte ungeduldig Cornelia, „obschon ich der Ruhe durchaus nicht bedarf.“

Und sie zog aus ihrem Paletot ein goldenes Etui, das ihre Cigaretten enthielt, zündete sich eine an und setzte sich ein paar Schritte von ihrem Führer ebenfalls auf das Gras, obgleich sie, wie sie sagte, durchaus keine Müdigkeit empfand; diese energische, nervige Organisation, bei der der Geist in diesem Momente die Materie unterjochte, sollte erst später die nothwendige Reaction des Physischen auf das Moralische fühlen; doch in diesem Augenblick aufrecht gehalten durch ihre wachsende Begeisterung für die großartigen Alpengemälde, hatte sie nur ein Gefühl, nur einen Willen: unter ihren Füßen den Gipfel der Tournette treten und mit einem Blicke Lyon, Genf und die Rhone umfassen.

Während Robert, in seine geheimen schwarzen Gedanken versunken, seine Stirne in seinen Händen verbergend, auf dem Grase saß, betrachtete die Marquise d'Alsi, dem Winde den leichten Rauch ihrer Cigarre zusendend, den ungeheuren, schon vor ihren Augen entblößten Horizont; die Berge, welche die Tournette beherrscht, erhoben tausend Fuß unter ihr ihre bläulichen Gipfel, hier halb in den Schatten getaucht, dort das silberne Licht des Mondes wiederscheinend, und zeichneten sich am Azur des Horizonts; nur der Parmelan und der Semenoz, welche die Höhe der Tournette nicht erdrückte, behielten noch ihre majestätischen Verhältnisse. Cornelia sah auch in einer ungeheuren Tiefe den Annecy-See wie eine Metallplatte funkeln; jenseits des Abhanges der Weiden häuften sich endlich ungeheure Stufen von kahlen, geborstenen Felsen, umgeben von Abstürzen auf, über denen die auf allen Seiten senkrechte Masse des Lehnstuhls emporragte.

„In zwei Stunden . . . werde ich dort sein,“ sagte die Marquise d'Alsi mit einem Ausdrucke des Trium-

phes. Plötzlich machte sie ein entferntes Geräusch, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, beben; es war ein Anfangs leichtes, silbernes Klingen, herbeigeführt durch die Nachtluft; darauf bildeten hellere, gedehntere Klänge, abwechselnd ernst, klar oder scharf, die sich dem ersten Vibriren anschloßen, ein reizend originelles Geläute, bald lebhaft schallend, bald langsam, unterbrochen durch lange Stillen, auf welche stellenweise ein paar vereinzelte Töne folgten . . . Man hätte glauben sollen, man höre eine Menge von luftigen Glöckchen von einer verschiedenartigen Tonica klingen oder nach dem launenhaften Hauche des Windes schweigen.

„Was für ein Geräusch ist das?“ fragte die Marquise lebhaft Robert, indem sie sich ihm näherte; „es gibt an diesem öden Orte weder Kirche, noch Kapelle, und man hört doch in der Ferne den Klang der Glocken.“

„Das sind die Kühe, welche dort oben aus den Hütten weggehen, weil die Nacht bald endigen wird; beinahe alle tragen am Halse ein Glöckchen von verschiedener Größe . . . Dieses Geläute kommt bis zu uns, Madame . . . Es muß nun vier Uhr sein.“

„Wie sehr liebe ich diese ländliche Harmonie,“ sagte Cornelia, indem sie abermals auf das entfernte Geläute hörte; „nie hat eine Opern- oder Salonmusik einen so sanften Eindruck auf mich hervorgebracht . . . Und dann der Duft dieser aromatischen Wiesen, die Heiterkeit dieser schönen, wie der Tag glänzenden Nacht . . . Alles entzückt mich! Alles berauscht mich! . . . Oh! ich will oft hierher zurückkehren . . .“

„Madame, ich befürchte, haben Sie einmal den Berg erstiegen, so wird es Sie nicht gelüsten, ein zweites Mal anzufangen,“ versetzte Robert mit einem bittern Lächeln. „Das ist so ermüdend; Sie sind noch nicht da oben! der Weg bis hierher ist, obgleich schwierig, eine Gartenallee gegen das, was unserer harrt, wenn

wir diese Wiesen überschritten haben . . . Und nun, Madame, lassen Sie uns weiter gehen."

XL.

Die Marquise und ihr Führer, nachdem sie, den Abhang der Weiden ersteigend und immer mehr sich gegen den Gipfel der Tournette erhebend, ziemlich lange gegangen waren, erblickten in der Ferne die Hütte, aus der beim Herannahen des Tages das Vieh hervorgekommen; Cornelia blieb abermals stehen, um auf die ländliche Harmonie der Glöckchen zu hören.

In diesem Augenblick fing ein beinahe unmerklicher Schein an gegen Osten die tiefe Krümmung des Horizonts zu bleichen, obgleich der Mond noch glänzte.

„Bald wird die Morgendämmerung anbrechen," sagte Robert. „Auf, Madame, Muth! Binnen Kurzem haben wir die Firste der Wiesen der Sennhütte erreicht, und dann beginnen die wahren Gefahren der Aufsteigung, und sie werden immer mehr zunehmen bis zum Ziele unserer Wanderung. Sind Sie wirklich fest entschlossen, bis ans Ende zu gehen, den Lehnstuhl zu besteigen, von wo aus wir Lyon . . . die Rhone . . . Genf sehen werden?"

Diese letzten Worte und der Zweifel, den der Führer über den Entschluß der Marquise ausdrückte, machten, daß diese auffuhr und ihm zurief:

„Wenn ich da oben erschöpft, mit blutigen Händen, Knieen und Füßen ankommen müßte . . . ich werde ankommen; vorwärts, ich folge Euch!"

„Nun, Madame, so seien Sie bereit, sich auf meine Schulter zu stützen, im Nothfalle meine Hand zu nehmen, und schauen Sie besonders nicht zu Ihren Füßen, wenn ich Sie dies zu unterlassen ermahne, denn, so groß auch Ihr Muth sein mag, wir gehen an gewal-

tigen Abstürzen hin, und unwillkürlich könnte Ihnen schwindelig werden . . . Sehen Sie . . . wir müssen zuerst da oben ankommen," sagte Robert.

Und er bezeichnete der Marquise d'Alfi durch eine Geberde einen zweiten Berg, der auf die Hauptmasse, da, wo die Wiesen aufhörten, gepfropft zu sein schien; das war eine Aufthürmung von über einander gesetzten Felsbänken, welche keine andere Ersteigungsmittel boten, als tiefe Spalten oder schmale Steinkränze; kein Fußpfad war gebahnt, keiner ließ sich bahnen durch dieses trostlose Chaos; einige braune Moose, einige bleiche Flechten oder kleine Steinbrechen mit weißen matten Blüthen wuchsen allein zwischen den steinigen Krümmungen; man mußte diese Stufen von Fels zu Fels ersteigen, die Orte wählen, wo man mit Sicherheit den Fuß aufsetzen oder sich mit den Händen anklammern konnte, und oft hingen diese gefährlichen Passagen über Abgründen von einer unberechenbaren Tiefe.

Unerschrocken ihrem Führer folgend, der ebenso viel Gewandtheit, Stärke, Klugheit und kaltes Blut als Sorgsamkeit entwickelte, schritt die Marquise d'Alfi mit seiner Hülfe ohne Unfall auf diesen Abdachungen hin: mußte man längs einem Absturze gehen, dessen Leere der Marquise einen Schwindel verursachen konnte, so trat Robert auf die Seite, stellte sich wie eine steinerne Statue zwischen sie und den Absturz und bot seiner Gefährtin den Beistand seiner kräftigen Faust, oder seinen Stock an einen Felsen stützend, improvisirte er auch eine Art von schützendem Geländer; versperrte eine breite Spalte den Weg, so reichte Robert, in der Stellung des Colosses von Rhodus, mit einem Fuß auf jedem der Ränder der gähnenden Oeffnung, seine Hand Cornelia, und mit seiner Hülfe überschritt diese leicht und geschmeidig das Hinderniß; wurde der immer jähere und über eine Schlucht vorragende Abhang doppelt gefährlich in Folge der Kieselsteine, mit denen er besät war, so bot

Robert, sich mit der linken Hand auf seinen Stock stützend, die rechte der Marquise, ging vor ihr her, zog sie nach sich und half ihr so die mühsame Steige erklettern, wobei er indessen ganz leise zu sich sagte:

„Steige auf, Weib . . . steige auf zu Deinem Grabe!“

Und wenn man diesen Mann mit dem grauen Barte mit so viel ängstlicher Sorgfalt über der Sicherheit dieser in Männerkleidern gehenden jungen Frau wachen sah, hätte man doch glauben sollen, es sei ein Vater, der seinen jugendlichen Sohn auf seinem Pfade leite.

„Noch ein paar Schritte, Madame!“ rief Robert, als er wahrnahm, daß, trotz der unglaublichen Energie der Marquise, die Müdigkeit ihren Gang wankend machte; „bald werden wir am Fuße des Lehnstuhles ankommen, und dort ruhen wir einen Augenblick aus . . . Der Tag bricht an . . . Sie werden die Sonne hinter dem Mont-Blanc aufgehen sehen, das ist ein schöner Anblick... Muth!“

„Ich habe Muth,“ erwiederte die Marquise keuchend und durch eine verzweifelte Anstrengung sich gegen die Erschöpfung, welche sich ihrer bemächtigte, anstemmend: „nein! . . . mein Körper wird nicht der Müdigkeit weichen! nein! . . . ich werde da hinaufgehen! Ich werde Lyon . . . Genf . . . die Rhone sehen.“

In ihrem unzähmbaren Wollen fand die Marquise d'Alfi einen neuen Aufschwung, und sie setzte sich wieder in Marsch, krampfhaft die Hand von Robert pressend, der ihr voranschritt und sie nach sich zog. So um den Berg hingehend, erreichten sie den Abhang, der dem entgegengesetzt, welcher den Annecy-See beherrscht, und sodann den ersten Schnee des Gletschers, der sich abschüssig bis zu der Plattform erhebt, auf deren Mitte man den Lehnstuhl erschaut. Bei seinem Anblick stößt die Marquise, die sich beinahe am Ziele ihrer Aufsteigung angekommen sieht, einen Freudenschrei aus, ihre hinschwin-

benden Kräfte stählen sich wieder . . . sie schreitet vorwärts, beständig unterstützt durch Robert, der ihr auf dem Abhange des Gletschers vorangeht, dessen verhärteter Schnee unter den Füßen kracht. Schon verbreitet sich im Osten ein rosiger Schein und zerschmilzt, allmälig abnehmend, beim Zenith in der azurnen Durchsichtigkeit des Himmels, während der Mond, immer glänzend, gegen Westen niedergeht.

„Die Sonne! die Sonne!" rief Cornelia; „sie geht hinter dem Mont-Blanc auf."

Plötzlich setzt ein seltsames, beinahe erschreckliches Geräusch die Marquise in Erstaunen. Einige Schritte von ihr erhebt sich ein Schwarm von Gebirgsraben so groß wie Adler und wirbelt über einer Abdachung, die diesen Thieren bis jetzt als schirmender Aufenthaltsort gedient hatte; ihr schwerfälliger Flug macht sich so plötzlich, so geräuschvoll hörbar, daß die Marquise bebt, und in dieser ungestümen Bewegung des Erstaunens strauchelt sie, ihr Fuß glitscht aus, sie fällt und zieht ihren Führer, an dessen Hand sie sich anklammert, nach sich; vergebens will er seine Gefährtin zurückhalten, Beide gleiten auf dem mit glattem Schnee bedeckten Abhange hin, welcher gegen unberechenbare Tiefen abläuft, in deren Mitte man verworren die Krümmungen der Thäler von Thones und Serraval erschaut.

Im Augenblicke seines Falles hielt Robert seinen langen, an seinem Ende mit einer eisernen Spitze bewaffneten Stocke fest und er versuchte es durch eine verzweifelte Anstrengung, indem er seine Hand beinahe bis an die Dille dieser Spitze laufen ließ, sie in den fest gefrorenen Schnee einzudrücken . . . Es gelang ihm . . . Indem er sich dann an seinem in das Eis eingedrückten Stock festhielt, konnte er mittelst dieses Anhaltspunktes dem Impulse widerstehen, der ihn auf der Abdachung fortriß, und hier unbeweglich sowohl sich als Cornelia

halten, deren Hand fortwährend krampfhaft die ihres Führers preßte.

„Diese höllische Creatur ist mit einem seltenen Muthe ausgerüstet," dachte Robert, denn dem Tode trotzend, hatte die Marquise d'Alfi in diesem äußersten Augenblick nicht einmal einen Schrei ausgestoßen; „sie wird nicht erbleichen vor meiner Rache!" Dann fügte er laut bei: „Nun, Madame, kaltblütig, klug, vorsichtig, und wir sind gerettet."

„Ich bin ruhig," erwiederte die Marquise; „was muß ich thun?"

„Vor Allem meine Hand loslassen, Sie können dies ohne Furcht thun, wir sind nun fest auf diesem Abhange."

„Ich fürchte nichts," sagte Cornelia, welche beinahe auf der Seite lag; und sie ließ die Hand von Robert los, die sie allein über den um sie her gähnenden Abstürzen halten konnte.

„Nun ahmen Sie mir nach, Madame; suchen Sie langsam auf die Kniee zu kommen, indem Sie so wenig als möglich Bewegung machen, um nicht abermals auszuglitschen ... Dann werden Sie mit Hülfe der Hände und der Kniee vorsichtig abermals den Abhang des Gletschers hinaufsteigen; um sich dies zu erleichtern, ergreifen Sie das Gemsenhorn, das sich an einem der Ende meines Stockes findet; ich werde das andere Ende halten, und das wird Sie unterstützen; machen Sie aber besonders keine ungestümen Bewegungen, sonst sind wir Beide verloren . . ."

„Ich habe den Tod von nahe gesehen . . . die Gemüthsbewegung ist groß und herrlich gewesen . . . sie genügt mir," erwiederte die Marquise d'Alfi. Und mit ebenso viel Gewandtheit als Geistesgegenwart befolgte sie die Ermahnungen von Robert. „Seid unbesorgt," fügte sie mit spöttischem Tone bei, „ich sagte

Euch so, und Ihr seid soeben davon Zeuge gewesen: der gute Gott beschützt mich."

„Ungeheuer," dachte Robert, „Deine Gotteslästerungen werden bald bestraft werden."

Der Marquise, deren Kaltblütigkeit sich mit der Gefahr zu vermehren schien, gelang es, wie ihrem Führer, indem sie sich auf den Händen und den Knieen fortschleppte, die schlüpfrige Abdachung des Gletschers zu erklettern. Sie erreichten seinen ebenen Theil und die Plattform, in deren Mitte sich wie eine senkrechte Mauer der Lehnstuhl, der höchste Gipfel der Tournette, erhebt.

„Nun sind wir in Sicherheit, Madame," sagte Robert zur Marquise; „ehe wir weiter gehen, müssen Sie ausruhen, denn es ist für Sie ein Bedürfniß, wieder Kräfte zu sammeln."

Cornelia hörte die Worte ihres Führers nicht; obgleich keuchend und gelähmt vor Müdigkeit, gab sie einen Ausruf der Bewunderung beim Anblick der Unermeßlichkeit von sich, die sich vor ihr entrollte, und blieb geblendet, bezaubert . . . nie bis dahin hatte sich vor ihren Augen die Größe der Schöpfung auf eine eindrucksvollere Weise geoffenbart.

Der wolkenlose Himmel dehnte sein azurnes Gewölbe auf einem Horizont von einem Umfang von dreißig bis vierzig Meilen aus, deren Mittelpunkt die Tournette bildete; funkelnd von Gold, Purpur und Licht, thürmten sich im Osten die Schichten des Mont-Blanc auf, der noch die Sonne verbarg, die sich langsam hinter diesen Massen von einem Weiß, das so rein als der Schnee, mit dem sie ewig bedeckt sind, erhob; ihre Gletscher ragten empor wie die Thurmspitzen einer riesigen silbernen Basilika; unter der großen Kette der durch den Gipfel des Mont-Blanc beherrschten Alpen hoben sich kräftig von der Durchsichtigkeit des Horizonts die Rücken der secundären Ketten ab; im Süden die Berge der

Tarentaise und der Maurienne; gegen Norden die der Schweiz und des Jura; im Westen die der Isère und des Dauphiné, dann in den zwischen den Gebirgsrücken ausgehöhlten Bassins die Fluren, die Wälder, die Seen, die Flüsse, die Städte; — Alles dies erschien unbestimmt durch den Morgennebel; es war nicht mehr die Nacht, es war noch nicht der Tag; doch plötzlich ist der Tag da! Die Sonnenscheibe hat sich langsam über dem letzten Schnee und den letzten Gletschern des Mont-Blanc erhoben; seine mattsilbernen Pics emailliren sich, die ersten Feuer des Tages wiederstrahlend, mit einem lebhaften Rosa; die Gebirge von Savoyen, von Piemont, der Schweiz und von Frankreich bleiben noch im Dunkeln; allmälig färben sich ihre höchsten Gipfel, und unter ihnen, als einer der ersten, die Tournette; ein Lichtstrahl hat den Lehnstuhl und dann die Plattform, auf der die Marquise und Robert stehen, vergoldet; die anderen Spitzen beleuchten sich stufenweise und nach Maßgabe ihrer Höhe; wie die Sonne immer mehr aufsteigt, geht die Röthe, welche sich schon der Höhen bemächtigt hat, bis zur Hälfte der Berge hinab und drängt die Dünste der Morgendämmerung in die bis jetzt in ein Halbdunkel getauchten Thäler und Ebenen zurück; dann werden auch bald die Spitze einer Kathedrale, die Thürme eines alterthümlichen Schlosses, die Firste eines Waldes beleuchtet; einen Augenblick nachher sind sogar die Ebenen von einem Lichtstrome überfluthet, den da und dort große, von den Bergen herabfallende, Schatten unterbrechen; der Lauf der Flüsse und die Spiegel der Seen glänzen nun wie helles Krystall; das weiße Netz der Landstraßen stäubt, kreuzt sich, streckt sich ins Unendliche aus . . . und der geblendete Blick verliert sich in der wechselreichen Unendlichkeit der Horizonte.

Die Marquise überließ sich mit Entzücken ihrer beschauenden Extase; sie war ergriffen von jener tiefen Gemüthsbewegung, einer Mischung von Begeisterung

und Stolz, die man in sich fühlt, wenn man sich nach langen Stunden der Anstrengungen und Gefahren bis zu diesen Höhen erhoben hat, von wo aus man im Raume schwebt.

Plötzlich sagte Cornelia zu ihrem Führer:

„Und Lyon . . . und Genf . . . und die Rhone?"

Robert streckte langsam seinen Arm in westlicher Richtung aus und erwiederte:

„Sie sehen jene Wasserfläche, welche in der Sonne glänzt? Das ist der Genfer-See; jener schwarze Punkt, das ist die Stadt; jener bläuliche, bald zwischen abschüssigen Ufern eingezwängte, bald durch endlose Ebenen sich hinschlängelnde Faden . . . das ist die Rhone."

„Armer Julian!" dachte die Marquise d'Alfi, „Du bist nach Genf, nach dieser Stadt gegangen, die ich von hier aus sehe, und Du hast den Tod in jenem Flusse gefunden, den ich mit dem Blicke verfolge . . . Deine theuren Ueberreste sind dort, vergessen in der Tiefe eines Schlundes!!"

„Der Morgennebel verhindert uns noch, Lyon am äußersten Horizonte zu unterscheiden," fügte Robert unempfindlich bei, „Sie werden die Stadt erblicken, wenn wir da oben auf dem Lehnstuhle sind."

So sprechend, deutete der Führer auf die letzte Höhe, die sie erreichen mußten, um auf den höchsten Gipfel der Tournette zu gelangen.

Die Marquise schlug die Augen auf und sah auf zwanzig Schritte von sich, mitten auf der Plattform, in die er eingepflanzt zu sein schien, emporstehend einen ungeheuren, an seiner Base, so zu sagen, erdrosselten Felsen, dessen zackiger Kamm in Folge dieser seltsamen Form auf allen Seiten hinausragte; diese weißlich graue Kalkmasse, welche kein Moos, keine Flechte grün färbte, hatte ungefähr hundert Fuß Höhe und hundertfünfzig Fuß Oberfläche; etwa in der Mitte seiner Breite

und von seiner Base zu seinem Gipfel aufsteigend, durchfurchte diesen Felsen eine längliche Spalte, tief gegraben durch die Wasser, welche seit Jahrhunderten bei großem Regen oder beim Schmelzen des Schnees dieses enge eingeschlossene Bett aushöhlten, in das sie senkrecht hinab fielen.

Diese beinahe schnurgerade ausgehöhlte Kluft nannte man, wie es Robert der Marquise gesagt hatte, den Kamin; sie bot stellenweise einige Felsenvorsprünge oder einige Aushöhlungen, mit deren Hülfe man sich, indem man sich mit den Füßen und den Händen anklammerte, indem man sich der Schultern und der Kniee bediente, wie ein Schornsteinfeger, der in einer engen Röhre emporklettert, bis zu einer Höhe von sechzig Fuß erheben konnte; hier fand sich die innere Erweiterung eines Ausschnittes, welcher ursprünglich in zwei unregelmäßige Theile die Firste des Lehnstuhls trennte; später versperrte ein Felsblock, der sich von der Hauptmasse losmachte und in die Kluft rollte, diese halb; da ihn die innere Verengung ihrer Wände in seinem Sturze hemmte, so bildete er, so festgehalten, eine Art von sehr schmaler Brücke gegen die Mitte des leeren Raumes des Ausschnittes geworfen, wohin der Kamin mündete. Nachdem man diese über Abgründe geworfene Brücke überschritten, diese Brücke, welche man den Stein nennt, mußte man eine letzte, beinahe senkrechte Abdachung erklettern, und man gelangte endlich auf die Spitze des Lehnstuhls.

„Sie sehen, Madame," sagte Robert, „nicht ohne Mühe können wir die Ruhe verdienen, die wir da oben genießen werden, wenn uns der Muth und die Kräfte nicht im Stiche lassen."

„Vorwärts!" rief unerschrocken Cornelia; und den Lehnstuhl mit einem Blicke der Herausforderung messend, sagte sie zu sich selbst: „Sogleich, stolzer Berg, werde ich, auf deinem Gipfel stehend, dich mit meiner Höhe beherrschen!"

Robert entrollte nun die mit eisernen Krampen versehene Strickleiter, die er bis dahin auf seinem Rücken getragen hatte, und sagte zu Cornelia:

„Durch diese Strickleiter werden Ihnen viele Gefahren und Schwierigkeiten erspart sein, Madame; nachdem Sie den Stein, der als Brücke dient, überschritten haben, befestige ich am Gipfel des Lehnstuhls diese Leiter mittelst ihrer Krampen, die ich an den Spalten des Felsen anhänge; Sie werden sodann ohne zu große Mühe die letzte Abdachung erklettern; auch können Sie durch dasselbe Mittel ungefähr bis zur Hälfte des Kamins gelangen. Bleiben Sie einen Augenblick hier."

Der Führer steckte seinen Kopf zwischen zwei Querhölzern der Leiter durch, so daß sie wie ein Chorrock auf seine Brust und seinen Rücken herabfiel, stieg bis ungefähr zur Hälfte der Höhe des Kamins hinauf, indem er sich mit Geschicklichkeit der Vorsprünge und der Vertiefungen des Felsen bediente, um diese gefährliche Aufsteigung zu bewerkstelligen, gelangte so zu einer Höhle, welche tief genug, daß zwei Personen sich darin kauern konnten, blieb an dieser Stelle stehen und befestigte zwischen den Spalten der Steine die Krampen der Leiter, bediente sich ihrer sodann, um wieder zu der Marquise hinabzuklettern, und sagte zu ihr:

„Madame, steigen Sie bis zu jener Höhle hinauf, von der ich herabkomme, und warten Sie dann, bis ich die Leiter wieder losgemacht habe, denn es ist unmöglich, sich derselben darüber zu bedienen, um den Kamin vollends zu erklettern; doch wir werden dieses Seil benützen, mit dessen Hülfe ich Sie festhalte; ich will es zum Voraus unter Ihren Armen festbinden, und Sie rollen es sodann um Ihren Gürtel, damit es Ihnen in Ihren Bewegungen nicht hinderlich ist."

Eine scheinbare Stärke aus ihrer fieberhaften, übermäßigen Aufregung schöpfend und nur ihren Muth zu Rathe ziehend, rollte die Marquise um ihren Leib das

sorgfältig durch Robert unter ihren Armen befestigte Seil; der Führer faßte kräftig das Ende der Leiter an, um durch diese Spannung das Aufsteigen von Cornelia zu erleichtern, und diese wandte sich, behende von Sprosse zu Sprosse kletternd, nach der Höhle, während Robert, der ihr mit einem Blicke finsterer Freude folgte, zu sich sagte:

„Steige auf . . . Weib . . . steige auf zu Deinem Grabe.“

Die Marquise, als sie endlich die Höhle erreichte, kauerte sich, und ihr Führer rief ihr zu:

„Neigen Sie sich nur nicht vorwärts und schauen Sie besonders nicht unter sich . . . schließen Sie eher die Augen, sonst werden Sie vom Schwindel ergriffen; suchen Sie, ohne zu große Bewegungen zu machen, das Seil zu entrollen, das Sie umgibt, und reichen Sie mir das Ende davon, wenn ich Sie eingeholt habe.“

Robert, ehe er abermals im Kamin hinaufkletterte, betrachtete einen Augenblick die Marquise; er dachte, so gestellt, zwischen dem Himmel und den Abstürzen, könnte sie, wenn die Leiter weggenommen wäre, nicht wieder herabsteigen.

„Sei ohne Furcht,“ murmelte er, „ich werde Dich nicht dort lassen!!! Deine Schädelstätte ist höher! Die Rache des Himmels gebe, daß Dir kein Unfall vor der Stunde der Sühne widerfährt.“

Dann stieg er abermals im Kamin bis zu der Stelle hinauf, wo die Strickleiter befestigt war, machte sie los, hing sie, wie er vorher gesagt hatte, mit Hülfe von Cornelia, wie eine Art von Chorrock auf sich und sprach zur Marquise:

„Muth, Madame, ehe eine Viertelstunde vergeht, werden wir auf dem Lehnstuhle sein; geben Sie mir das Ende des Seiles, das Sie um sich gerollt haben, ich werde es zwischen meine Zähne nehmen, bis ich zum Steine gelangt bin; von dort kann ich Sie mittelst dieses Seiles leiten, unterstützen und Ihnen so die Höhe

des Kamins erreichen helfen . . . Schauen Sie aber, während Sie in dieser Höhle bleiben, nur nicht zu Ihren Füßen."

Zwischen seinen Zähnen das Ende des Seiles haltend, mit dem die Marquise umgürtet war, setzte Robert seine Aufsteigung fort; Cornelia, obgleich ihr Führer sie wiederholt nicht zu ihren Füßen zu schauen ermahnt hatte, gab noch einmal ihrer vermessenen Gewohnheit, den Gefahren eine Herausforderung zuzuschleudern, nach. . . . Sie machte sich als eine Feigheit das längere Beobachten der klugen Einschärfungen von Robert zum Vorwurf und senkte unter sich einen Blick . . . einen einzigen Blick.

Die Höhle, in der sich die Marquise d'Alfi gekauert hielt, ward von einer Krümmung des Felsen gebildet, und an dieser Stelle ragte dieser dergestalt über seine Base hinaus, daß die Plattform, in deren Mitte er sich erhob aus den Augen von Cornelia verschwand; sie erblickte nur noch die in einer ungeheuren Tiefe verlorenen Abhänge des Gletschers, der senkrecht über den Thälern von Thones und Serraval emporzuragen schien.

Beim Anblick dieser unter ihr gähnenden Unermeßlichkeit waren der Muth, die Energie, der Wille der Marquise einige Secunden lang gelähmt; der entsetzlichen Anziehungskraft des leeren Raumes nachgebend, warf sie sich vergebens zurück, stemmte sie sich mit den Schultern gegen die Wände der Höhle, in der sie kauerte, klammerte sie sich vergebens mit den Händen und den Nägeln an den Vorsprüngen des Felsen an. Dieser Fels . . . . sie glaubte zu fühlen, wie er unter ihr weiche und langsam gegen den Schlund zusammenlaufe, von dem sie den Blick nicht mehr abwenden konnte . . . Schon einer unüberwindlichen Gewalt, die sie rief, gehorchend, und als hätte sie der Abgrund athmend an sich gezogen, neigte sie unmerklich ihren Körper vorwärts . . . ihre Finger, die sie krampfhaft an das Felsgestein anpreßte, schienen

schlaff zu werden, sich zu lösen . . . ihr Blick trübte sich . . . der Himmel, der Horizont, den sie nur noch verworren erschaute, drehten sich vor ihren Augen mit einer schwindelhaften Schnelligkeit; ein scheinbar kindischer, in diesem Augenblick jedoch furchtbarer Umstand steigerte den Schrecken der Marquise auf den höchsten Grad: der Rabenschwarm, der bei den Zugängen des Gletschers entflogen war, erhob sich plötzlich von dem Orte, wo er sich niedergelassen, und schwebte, unheimliches Geschrei ausstoßend, über ihr . . . Das Herz entschwand ihr; sie glitt gegen den Abgrund, sie stürzte hinunter . . . hätte sie nicht plötzlich das Seil, mit dem sie umgürtet war, rasch sich anspannend, zurückgehalten.

Cornelia hörte sodann die Stimme ihres Führers, der schon auf die Firste des Kamins gelangt war.

„Madame," rief Robert, „Sie können nun aufsteigen; zu größerer Sicherheit habe ich das Seil an eine Felsenspitze angebunden, und ich werde Sie nur noch, während Sie mir näher kommen, zu leiten haben."

Nachdem die Gefahr beschworen war, fand die Marquise d'Alfi ihre Geistesgegenwart, ihre Kühnheit wieder, und obgleich noch blaß vor Schrecken, sagte sie mit einem spöttischen Lächeln zu sich selbst:

„Ah! wie bleich sind die gewöhnlichen Gemüthsbewegungen gegen das mächtige Gefühl, das mich so eben ergriffen hat . . . Welches Wohlbehagen! welche unsägliche Erleichterung folgt auf den Schrecken! mit welcher Wonne athmet man das Leben durch alle Poren ein, nachdem man beinahe verloren gewesen wäre! Findet doch solche Gefühle im Spiele, findet sie in der leidenschaftlichsten Liebe! Nein, ich blasphemire, meine seltsame Liebe für Dich, o Julian, verdoppelt die berauschende Herbheit dieser Gemüthsbewegungen. Ist es, wenn ich an diesem Tage zweimal den Tod von Angesicht zu Angesicht erschaut habe . . . erschreckliche, erhabene Anschauung! . . nicht so gewesen, weil ich diesen

Gipfel zu erreichen suchte, von wo aus ich Lyon und die Rhone, die Wiege und das Grab Deiner Liebe, sehen werde!"

„Auf, Madame, noch eine kurze Anstrengung!" rief Robert, der auf der Firste des Kamins kniete. „Von der Stelle aus, wo ich bin, kann ich Sie unterstützen, kann ich Sie mittelst des Seiles leiten . . . Seien Sie ohne Furcht, es ist fest angebunden."

„Der Schwindel betäubte mich einen Augenblick, doch diese Schwäche ist vorüber," erwiederte die Marquise. Und indem sie mit Aufmerksamkeit die Passage betrachtete, welche sie zu erklettern hatte, bemerkte sie stellenweise Hervorragungen am Felsen, welche ihr Aufsteigen um so mehr erleichtern mußten, als sie sich, unterstützt durch das Seil und so beruhigt über jede Gefahr, nur noch zwischen den zwei Wänden des Kamins zu erheben hatte, ein allerdings mühsames, schwieriges Unternehmen, jedoch ausführbar gemacht durch den Rath und die Anleitung von Robert, der über Cornelia knieend und vorgeneigt ihr zurief: „Setzen Sie Ihren Fuß auf diesen Vorsprung links . . . nun in jene Spalte rechts . . . halten Sie sich mit den Händen an diesem Steine an . . ."

Und so überwachte er jeden Schritt der Marquise, und indeß sie fortwährend aufstieg, sagte er zu sich selbst, da er die Stunde seiner Rache immer näher rücken sah:

„Steige auf, Weib . . . steige auf zu Deinem Grabe."

Die Marquise erreichte so eine Art von kleiner Plattform, welche unter dem Bogen lag, den das Hinüberragen des Steins bildete.

„Bleiben Sie hier, Madame," sagte Robert, den sie nun eingeholt hatte; „doch schauen Sie nicht durch die Oeffnung, welche auf dieser Seite den Annecy-See zu sehen erlaubt, der Schwindel würde Sie sonst erfassen. Ich will Sie von diesem Seile befreien, das nun unnütz ist; dann werde ich über den Stein schreiten, um

sen, den Tod von sehr nahe gesehen und ihm ins Gesicht gelacht!

Robert.

Ja . . . nachdem die Gefahr vorüber war!

Die Marquise d'Alfi.

Mein Gott, welch ein Widerspruchsgeist sind Sie! Besteht in diesem Augenblick die Todesgefahr nicht für mich? Sehen Sie mich zittern? Hören Sie mich seufzen? Warum zweifeln Sie hartnäckig an meiner Lebensverachtung? Seien Sie offenherzig, ich wette, Sie würden viel geben, um den Grund meiner Gedanken zu kennen.

Robert.

Ich kenne ihn!

Die Marquise d'Alfi.

Das ist anmaßend.

Robert.

Sie beklagen es grausam, daß Sie das Leben verlassen müssen, doch aus Hochmuth verbergen Sie Ihre verzweifelte Wuth.

Die Marquise d'Alfi.

Ihnen sagen, ich beklage nicht den Verlust des Lebens wäre eine Albernheit, doch . . .

Robert.

Mehr will ich nicht, Sie sind bestraft, . . . mein Sohn ist gerächt . . .

Die Marquise d'Alfi.

Sie unterbrechen mich, mein lieber Herr, das ist nicht artig . . . Erlauben Sie mir, meinen Gedanken zu vollenden: ich beklage es allerdings, daß ich aus dem Leben scheiden soll, ich fand das Leben so belustigend, so schön! . . . (mit einem spötischen Lächeln) besonders seit ei-

niger Zeit . . . Und nun kommen Sie plötzlich und verurtheilen mich zum Sterben; das ist, Sie werden es zugeben, sehr wenig freundlich; doch gestehen Sie, wenn man die verschiedenen Todesarten in Betracht zieht, so fehlt es der unsren weder an Originalität, noch an Größe? Dieses in der Wolke verborgene Grab! dieses Leichentuch von unbeflecktem Schnee, von einer Weiße, welche nicht minder keusch, als die Bahrtücher, mit denen man den Sarg der Jungfrauen schmückt. (Sie lacht.) Es wird mir nichts fehlen, als der Todtenkranz von Orangenblüthen! . . . Im Ernste gesprochen, dieser Tod ist nicht gemein, er ist poetisch . . . er ist groß . . . er gefällt mir . . . Doch sagen Sie mir? das ist seltsam . . . fühlen Sie auch, wie ich . . . je mehr die Kälte zunimmt, eine Art von unüberwindlichem Hang zum Schlafe? . . . Seit einigen Secunden erschweren sich meine Augenlider unwillkührlich . . .

Robert.

Die Kälte erzeugt auf der Spitze der hohen Berge immer einen lethargischen Schlaf . . . den Vorläufer des Todes . . . Ich fühle allmälig auch meine Augen schwer werden . . .

Der Schnee fährt fort in großen Flocken unter dem Nebel zu fallen; er steigt schon bis an die Kniee von Robert und der Marquise d'Alfi; Beide sitzen auf einem Felsblock; die Kälte wird immer eisiger und eindringender, der Wind hat völlig aufgehört. Eine unheimliche Stille herrscht auf diesem einsamen Gipfel, der auf allen Seiten in Wolken gehüllt ist.

Die Marquise d'Alfi, welche nach und nach einen unüberwindlichen Schlaf sich ihrer bemächtigen fühlt, steht ungestüm auf.

Nein ich will nicht schlafen! ich werde nicht schlafen . . . ich werde bis zum Ende den letzten Schimmer meines Verstandes bewahren.

Kaum stehend, kann sich die Marquise nicht auf ihren durch die Kälte gelähmten, durch die Müdigkeit erstarrten Beinen halten; sie wankt und fällt in den Schnee bei dem Felsen, auf welchem sie saß; sie lehnt an diesen Stein ihren durch die Kälte blau gewordenen Kopf an; die Flechten ihrer schwarzen Haare lösen und entrollen sich; ihre eisigen Hände sinken träge an ihren Seiten herab; ihre großen dunkelblauen, unter ihren beschwerten Lidern halb geschlossenen Augen haben noch nichts von ihrem Glanze verloren.

Robert.

Ich sagte, Ihr stolzer Wille werde diesmal durch den Schlaf und später durch den Irrsinn des Todeskampfes besiegt werden.

Die Marquise d'Alfi mit Bangigkeit.

Durch den Irrsinn? . . . ich will nicht irrsinnig sein . . . ich werde es nicht sein . . . Ich werde völlig Herrin meines Geistes bleiben.

Robert.

Ah! Sie fürchten den Irrsinn?

Die Marquise d'Alfi.

Ich fürchte nichts.

Robert.

Doch! Sie befürchten, vor mir . . . Ihren geheimen Gedanken . . . Ihre Verzweiflung, daß Sie das Leben verlassen sollen, zu verrathen.

Die Marquise d'Alfi, mit Anstrengung.

Ich sage Ihnen, daß ich keinen Irrsinn haben will, keinen haben werde.

Robert aufstehend und ein paar unsichere Schritte machend.

Oh! auch ich werde gegen diesen lethargischen Schlaf kämpfen . . . und wenigstens die vollständige

Sühne Deiner Missetbaten gesehen haben, Ungeheuer! . . wenn Dein Gedanke Dir unwillkürlich entschlüpft, kann ich in der Tiefe Deiner höllischen Seele lesen.

Die Marqise d'Alfi, gegen die Fortschritte der lethargischen Schlafsucht und der Verwirrung kämpfend, die sich ihres Geistes zu bemächtigen anfängt.

Ich bin Herrin meiner selbst; ich habe meine ganze Vernunst . . . ich . . . ich sehe Sie dort . . . stehen . . . mit Schnee bedeckt . . . und weiß wie ein Gespenst.

Robert.

Ja, doch Ihre Stimme wird schwach, Ihre Augen schließen sich.

Die Marquise d'Alfi mit einer neuen Anstrengung:

Was . . . was beweist es . . . daß . . . daß meine Augen sich schließen . . . daß . . . der Ton meiner Stimme schwach wird? ... das ist nicht der Irrsinn... das!! . . . ich habe immer noch das Bewußtsein meiner selbst . . .

Robert.

Jetzt . . . doch sogleich!

Die Marquise d'Alfi.

Nein . . . ich . . . ich sehe Sie straucheln, auf die Kniee fallen . . . bei mir . . . ist das Irrsinn! Ah! . . . ich sehe noch die Raben . . . dort . . . ganz nahe bei uns schweben . . . Sie halten uns schon für Leichen . . .

Robert auf den Knieen bei der Marquise und zusammensinkend.

Die Erstarrung überwältigt mich und wird unbesiegbar.

Die Marquise d'Alfi, deren Geist allmälig sich verwirrt.

Nein . . . ich bin nicht wahnwitzig . . . ich sehe...

den Schnee . . . fallen . . . Warum so viel Schnee hier? . . . Ah! ich erinnere mich . . . wir sind auf . . . der Tournette . . . doch . . . (mit einem höhnischen Gelächter) Du glaubst meinen Gedanken zu erlauern . . . weil . . . er sich verwirrt . . . ich . . . ich . . werde nicht mehr sprechen . . .

Robert.

Du wirst unwillkürlich sprechen . . . oh! Kräfte! oh! nur die Kraft, um noch einige Minuten die Lethargie . . . die . . . meinen Geist beschwert, zu besiegen . . .

Die Marquise ist Anfangs durch eine äußerste Anstrengung ihres verscheidenden Willens stille geblieben; bald aber dem Irrsinne preisgegeben, gegen welchen sie lange gekämpft hat, schließen sich ihre Augen, ihre Glieder werden durch krampfhafte Bewegungen geschüttelt, ihr Busen bebt, und mit stockender Stimme, mit einem leidenschaftlichen Ausdruck spricht sie:

Julian . . . mein Julian! . . .

Robert, der neben ihr knieet, schauert.

Was sagt sie? . . .

Die Marquise d'Alfi, irre redend.

Da bist Du nun, armer Engel? . . Du weißt nichts davon, mein süßer Julian? . . Nach Deinem Tode . . . betete ich Dich an! . . . Du glaubst es nicht? . . . Und dennoch ist es wahr, meine Liebe! . . . Das war der Gewissensbiß.

Robert.

Ist das eine Falle? . . . Stellt sich dieses Ungeheuer wahnwitzig um, mich zum Mitleid zu bewegen? (Er schleppt sich auf dem Schnee kriechend, mit Hülfe seiner Hände und seiner Kniee, bis zu der Marquise fort; er öffnet ein wenig die Augenlider dieser mit dem Tode ringenden Frau; sie hat ein starres, glasiges, schon halb verschleiertes Auge.) Nein, sie stirbt bald! . . . Sie lügt nicht! . . . Oh! mein Gott! sie bereut!

Die Marquise d'Alfi, irre redend.

Deinem Vater sagen . . . seit Deinem Tode . . . habe ich . . . von der Erinnerung an Dich gelebt . . . mein armer Julian . . . und ich habe . . . mein Verbrechen verflucht . . . Nein . . . ich konnte das nicht sagen . . . ich konnte nicht . . . Dein Vater hätte geglaubt, ich verlange Gnade von ihm! . . . Ich bin böse . . . aber nicht feig!

Robert, niedergeschlagen.

Sie bereute! Ihr Stolz hat mir ihre Gewissensbisse verborgen!

Die Marquise d'Alfi, mit verscheidender Stimme.

Julian . . . ich sterbe . . . ich sterbe glücklich! . . .

Robert, ganz in Verzweiflung.

Sie bereut! Ha! ich bin ein Mörder! . . . Zu Hülfe! rettet sie! Sie ist noch nicht todt . . . Sie sühnte ihr Verbrechen! . . . Zu Hülfe! . . .

(Er will der Marquise beistehen, doch es fehlen ihm die Kräfte, die lethargische Erstarrung vernichtet ihn, und er bleibt, außer Stande, eine Bewegung zu machen, im Schnee ausgestreckt.)

Wehe mir!

Die Marquise d'Alfi, krampfhaft ihre Glieder anstemmend, dann unbeweglich.

Julian! . . . Julian! . . .

Robert, mit matter Stimme.

Gott allein mußte sie bestrafen . . . Ich habe einen Mord begangen . . . Mein Tod wird vielleicht die Sühne für sie sein . . .

Die lethargische Erstarrung lähmt völlig den Geist und den Körper von Robert; er bleibt wie die Marquise d'Alfi ohne Bewegung.

Der Lehnstuhl der Tournette ist immer noch in die Wolken gehüllt; doch nach einiger Zeit hört der Schnee

allmälig auf zu fallen; er hat indessen halb den Leib von Robert und den der Marquise bedeckt: sie geben kaum mehr ein Lebenszeichen von sich; ihre Augenlider sind geschlossen, ihre Gesichter sind blauroth; von Zeit zu Zeit hebt ein unmerkliches Athmen ihre Brust. Die über dem Lehnstuhle schwebenden ungeheuren Raben ziehen den Kreis ihres Fluges immer enger, nähern sich diesen zwei Leibern und streifen sie zuweilen, ein schrilles Geschrei ausstoßend, mit ihren Flügeln.

XLI.

Plötzlich erhebt sich der Schwarm der Raben, der über den halb unter dem Schnee begrabenen Leibern von Robert und der Marquise d'Alfi wirbelt, in die Lüfte und verschwindet, durch ein entferntes Geräusch verscheucht. Das Geräusch kommt näher, und man unterscheidet bald die Stimmen von mehreren auf der Plattform am Fuße des Lehnstuhls versammelten Personen; doch vom Gipfel, auf den wir den Leser zu Robert und zur Marquise stellen, erblickt man keine von den Personen; man hört sie nur also sprechen:

Die Stimme von Fanchette.

Euer Vater ist nicht auf der Plattform; habt gute Hoffnung, Julian, wir werden ihn auf dem Lehnstuhle finden.

Die Stimme von Julian, voll Angst.

Zu spät . . . zu spät! o mein Gott! unter dem Schnee begraben! Mein Vater! mein Vater!

Die Stimme von Fanchette.

Wartet hier auf mich, Julian, ich bin an die Felsen gewöhnt und werde wohl da hinaufzusteigen im Stande sein.

Die Stimme von Julian.

Ihr wollt Euer Leben wagen ... nein, es ist an mir, das meinige zu wagen.

Die Stimme eines Führers.

Hierher ... Herr Pietro ... hierher. Und Du, Joson, richte die Leiter am Fuße des Kamins auf; Ihr Andern rollt die Stricke ab.

Die Stimme von Pietro, keuchend.

Tausend Franken für Jeden von Euch, meine Freunde, wenn wir zur rechten Zeit ankommen, um die Frau Marquise zu retten ... Wehe! wehe! sie wird einer solchen Kälte nicht haben widerstehen können.

Die Stimme von Julian.

Fanchette! ... wartet, bis die L itern aufgerichtet sind ... bringt Euer Leben nicht in Gefahr.

Die Stimme von Fanchette.

Hat er nicht das seinige preisgegeben, um mich bei der Schlucht von Chavoires vom Tode zu erretten!

Die Stimme eines Führers.

Fanchon ... warte, bis die Leitern angebunden sind ... Liebes Mädchen, Du wirst schneller und ohne Gefahr auf den Lehnstuhl kommen.

Die Stimme von Julian, schreit mit aller Gewalt.

Mein Vater ... Muth ... die Hülfe kommt!

Die Stimme von Pietro.

Frau Marquise! ... wir kommen Ihnen zu Hülfe ...

Die Stimme von Julian.

Mein Vater antwortet nicht .. Mein Gott! keine Hoffnung mehr!

Die Stimme eines Führers.

Die Leitern sind angebunden; vergeßt den Korb mit den Decken und dem Branntwein nicht, Ihr Leute; bindet die Reisigbüschel an die Stricke an; man wird sie da hinauf schaffen, um Feuer anzuzünden.

Die Stimme eines anderen Führers.

Aber wie wird es Herr Pietro machen, um über den Stein zu passiren? Wir sind bei den schlimmen Stellen genöthigt gewesen, ihn aufzuhissen.

Die Stimme des Führers.

Zwei von uns werden sich an jedes von den Enden des Steines stellen; wir halten unsere Stöcke so, daß sie eine Art von Geländer auf jeder Seite des Absturzes bilden. Herr Pietro, Fanchette und Julian können dann ohne Gefahr hinüber gehen ... Vorwärts ... wer steigt zuerst hinauf?

Die Stimme von Julian.

Ich ... ich! ...

Die Stimme von Pietro.

Ah! Herr Julian, wer uns in Lyon gesagt hätte, ... es werde eines Tags ...

Die Stimme von Julian.

Schweigen Sie, ich will nur an meinen Vater denken ... kommt, kommt, Fanchette!

Das verworrene Geräusch der Stimmen hört einige Augenblicke auf, man vernimmt nur noch zuweilen die Stimmen der Führer, die sich abwechselnd an Julian, Fanchette und Pietro wenden, welche den Kamin mittelst der von Abdachung zu Abdachung angebrachten Leitern ersteigen.

Die Wolken umhüllen immer noch den Gipfel, auf dem Robert und die Marquise halb begraben unter dem Schnee liegen; sie geben kein Lebenszeichen von sich:

bald erscheint über dem Felsenkranze des Lehnstuhls eine Leiter, deren Fuß kräftig festgehalten auf dem Ende des Steines ruht; beinahe in demselben Augenblicke kommen Julian mit bloßem Kopfe und zerrissenen Kleidern, dann Fanchette, Pietro und mehrere Führer auf die schmale Plattform.

Julian, da er Robert erblickt, läuft auf ihn zu und ruft:

Fanchette, hier ist er . . . Oh! mein Gott! hier ist er!

Er kniet zu seinem Vater nieder, bedeckt ihn schluchzend mit Küssen und hebt ihn dann mit Hülfe des Mädchens auf; sie lehnen ihn an einen Felsen an, und Beide bemühen sich, mit ihrem Hauche seine eiskalten Hände wieder zu erwärmen; einer von den Führern nimmt aus seinem Korbe eine wollene Decke, in die er den Sterbenden wickelt, und versucht es dann, ihm aus einer Kürbisflasche ein paar Tropfen Branntwein einzuflößen.

Der Führer, zu Robert geneigt.

Er macht eine Bewegung mit den Lippen . . . er ist, Gott sei Dank, nicht todt! Reiben Sie ihm die Schläfe und die Hände mit Branntwein ein, das wird ihn wieder erwärmen . . . Wir wollen die Faschinen heraufschaffen und das Feuer anzünden.

Fanchette und Julian befolgen die Vorschriften des Führers.

Julian, weinend vor Freude.

Mein Gott sei gepriesen! . . . Fanchette. Mein Vater wird leben; seine Hände bekommen wieder ein wenig Wärme!

Unterstützt von andern Führern, hat sich Pietro beeifert, der Marquise d'Alfi beizustehen; nachdem er ihre Hände und ihre Schläfe mit dem Branntwein ein-

gerieben, von dem er ihr ein paar Tropfen eingeflößt, hat er sie auch in eine wollene Decke gewickelt: ein Lebensschimmer erwacht bei der Marquise, die sich schwach gegen den Todeskampf zu sträuben scheint.

Einer von den Führern zu Pietro.

Wir wollen nun die Reisigbündel heraufschaffen und Feuer anzünden . . . Ihr Andern fegt den Schnee ab.

(Er wirft ein Seil hinab, dessen Ende an die Base des Lehnstuhls fällt, und ruft, indem er sich vorneigt, einem seiner Gefährten, welcher auf der Plattform geblieben, zu:)

Binde das Reisig an dieses Seil an . . .

Pietro, an der Seite der Marquise weinend.

Gnädige Frau, hören Sie meine Stimme? ich bin es, Pietro . . . Muth gefaßt! Man zündet Feuer an, das wird Sie völlig wiedererwärmen, Sie werden bald ins Leben zurückgerufen sein. Muth . . . Sie sind gerettet!

Die Marquise d'Alfi macht einige beinahe unmerkliche Bewegungen, ihre Lippen zucken leicht, als ob sie sprechen wollte, doch sie kann keinen Ton articuliren . . . Kräftiger als die Marquise, befindet sich Robert in einem minder beunruhigenden Zustande; er kommt früher als sie zum Bewußtsein; immer unterstützt durch seinen Sohn und Fanchette, ist er an einen Felsblock angelehnt, doch sein verschleierter Blick unterscheidet noch nichts um ihn her; die Verwirrung seines Geistes hat sich noch nicht ganz zerstreut; die Führer haben mittelst eines Seiles die Reisbündel heraufgeschafft, die sie von Montmin an auf dem Rücken getragen; sie zerschneiden die Holzstücke mit Hippen, und bald flammt ein glänzendes Feuer auf der Firste des Lehnstuhls; Pietro und einer der Führer heben die in eine Decke gewickelte Marquise d'Alfi auf und tragen sie zu diesem Herde, in dessen Nähe Julian und Fanchette auch Robert gebracht haben. Zum ersten

Male seit seiner Ankunft auf dem Lehnstuhle fallen die Augen von Julian auf die Marquise. Ihr Anblick ist entsetzlich; die aufgelösten Flechten ihrer mit Schnee bedeckten schwarzen Haare verbergen halb das leichenbleiche Gesicht der mit dem Tode ringenden Frau.

Julian, mit einer Mischung von Abscheu und Mitleid.

Ah! sie ist nur zu sehr für das Böse bestraft, das sie mir angethan.

Fanchette stößt einen Freudenschrei aus.

Julian, Euer Vater hat mich erkannt.

Robert, dessen Augen sich geöffnet haben, ist allmälig wieder zu sich gekommen. Er erkennt Fanchette, welche bei ihm kniet, doch er kann noch nicht das Gesicht seines Sohnes wahrnehmen, der, auch knieend, sich einen Augenblick abgewandt hat, um die Marquise d'Alfi anzuschauen; bei dem Ausrufe des Mädchens dreht er sich rasch wieder um und neigt sich gegen seinen Vater . . . Dieser, da er Julian erblickt, gibt einen gewaltigen Schrei von sich, setzt sich rasch auf, und seine Züge drücken nach und nach das Erstaunen, eine Art von ängstlicher Ungläubigkeit und eine unsägliche Freude aus. Vergebens will er sprechen: die Erschütterung erstickt seine Stimme; er kann nur seine beiden zitternden Hände auf die Schultern von Julian stützen, den er an sich zieht und mit einer verzehrenden Begierde betrachtet; dann bricht er in ein krampfhaftes Schluchzen aus und umschließt Julian mit Trunkenheit, ohne ein Wort zu sprechen . . . Der Sohn und der Vater überlassen sich stillschweigend dem Ergusse ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit. Fanchette zerfließt in Thränen, die Führer, die sich mit dem Anfachen des Feuers beschäftigen, sind tief gerührt.

Pietro, da er die Marquise allmälig wieder zu sich kommen sieht, sagt ängstlich:

Der Anblick dieses jungen Mannes, den sie für todt hält,

und den sie wahnsinnig liebt, kann der Frau Marquise den letzten Schlag versetzen. Mein Gott! was ist zu thun?

Robert ergreift nach dem ersten Ausbruche seines Erstaunens und seiner Freude die Hände von Julian und ruft mit bebender Stimme:

Du . . . Du . . . Du bist es!

Julian.

Mein Vater, ich habe den Tod nicht in den Wellen der Rhone gefunden.

Robert.

Gott sei gelobt! Doch wie . . . wie?

Julian.

Ich glaubte, Alles sei für mich vorbei, ich hörte das Wasser über meinem Kopfe wirbeln und verlor das Bewußtsein . . . Als ich wieder zum Leben kam, glänzte der Mond; nur die Hälfte meines Leibes war untergetaucht, und die Strömung hat mich an das Ufer geworfen. Ich sagte zu mir selbst: der Tod stößt mich zurück, ich werde also leben.

Robert mit herzzerreißendem Tone.

Und ich? . . . und ich? . . .

Julian küßt weinend die Hände von Robert.

Ach! nach Ihrem Briefe, mein Vater, glaubte ich mich von Ihnen verflucht! Ich fühlte, wie sehr ich strafbar war, und dann . . . dann habe ich es nicht gewagt, zu Ihnen zurückzukehren . . . nachdem ich Ihnen meinen Selbstmord angekündigt.

Robert, mit Schmerz die Augen zum Himmel aufschlagend.

Das ist meine Schuld . . . er hielt mich für unerbittlich! Der Unglückliche befürchtete, von mir bezüchtigt zu werden, er habe eine schändliche Komödie gespielt, weil der Zufall ihn dem Tode entriß. (Er preßt Julian mit aller Macht an seine Brust). Du weißt also nicht,

daß ein Kind wieder finden, welches man verloren . . . eine . . . (Er schluchzt) Mein Gott . . . mein Gott! es gibt keine Worte, um das auszudrücken, was . . . was ich empfinde, ist eine so große . . . große Trunkenheit, daß sie die Seele . . . kaum fassen kann . . . (Er erbleicht und bebt, ein eiskalter Schweiß überströmt seine Stirne, seine Stimme wird schwach). Nein . . . das ist zu viel, das tödtet mich!!!

Julian mit Angst.

Mein Vater . . . was sagen Sie? . . . diese Blässe . . .

Robert mit Anstrengung.

Beruhige Dich . . . meine Gemüthsbewegung ist so tief . . . Dich wiedersehen . . . mein Gott, Dich wiedersehen . . . Oh! komm! komm! (Er überläßt sich aufs Neue den Ergüssen einer von Julian getheilten leidenschaftlichen Zärtlichkeit und sagt zu sich selbst:) Der Schlag ist zu heftig . . . für meine kaum wieder entstehenden Kräfte . . . Ich werde . . . diese unverhoffte Freude nicht überleben. Oh! mein Sohn soll nichts von meinen Befürchtungen wissen. (laut) Es ist nichts, ich sage Dir noch einmal, liebes Kind, ich fühle mich besser . . . Doch was ist aus Dir geworden, nachdem Du dem Tode entgangen warst?

Julian.

Ich sagte zu mir: Mein Vater hält mich für todt, er wird nicht mehr über mich zu erröthen haben; ich werde mein Brod von meiner Hände Arbeit fordern. Nachdem ich die Gegend von Genf verlassen hatte, kam ich, indem ich mich zu beschäftigen suchte, durch das Dorf Chavoires und wurde hier in einem Steinbruche verwendet; ich lernte Fanchette kennen, liebte sie und schlug ihr eine Verbindung mit mir vor . . . Sie hat Ihnen das Uebrige gesagt, mein Vater.

Fanchette.

Als ich diesen Morgen Julian bei seiner Ankunft den Ring zeigte, den Sie mir als Trauring gegeben hatten, erkannte Julian, daß er Ihnen gehörte, Herr Robert; denken Sie sich mein Erstaunen! Hernach öffneten wir das Päckchen, das Sie mir eingehändigt, es enthielt Gold und ein Billet, in dem Sie mir schrieben, dieses Gold sei meine Mitgift . . . und man werde Ihren Leib auf der Tournette finden. Der erste Schrei von uns Beiden war, wir wollen auf den Berg gehen, wo es schneien müsse, da das Wetter in der Ebene sehr schlecht: wir beeilten uns, mit Joson, meinem Vetter, der schon öfter auf der Tournette gewesen ist, abzugehen; als wir durch Veyrier kamen, war Lärmen im Dorfe; die Dienstboten dieser Dame, welche ebenso besorgt um ihre Gebieterin, als wir es um Sie waren, Herr Robert, hatten Führer versammelt; wir machten schleunigst den Weg mit einander, und Gott sei Dank, wir sind zeitig genug angekommen.

Robert, dessen Blässe und Schwäche immer mehr zunehmen, und der seine letzte Stunde kommen fühlt, zieht seinen Sohn und Fanchette in seine Arme.

O mein Julian, gestern sagte ich zu diesem sanften Mädchen: „Fanchette, wenn ich einen Sohn hätte, so wünschte ich zu seinem Glücke, er bekäme eine Gefährtin wie Euch;" meine Wünsche sind erhört, kommt . . . kommt Beide an mein Herz . . .

Julian und Fanchette werfen sich voll Innigkeit in die Arme von Robert, der immer noch, an ein Felsstück angelehnt, dasitzt; die Marquise d'Alsi ist durch die Bemühungen von Pietro seit Kurzem wieder völlig zu sich gekommen; sie hat Julian erkannt, sie hat das Geständniß und die Erzählung seiner Liebe für Fanchette gehört, die er bald heirathen soll. Bei jeder von diesen Entdeckungen, über die sie ganz bestürzt ist, richtet sie sich mehr und mehr, stumm, leichenbleich, erschrecklich, auf . . .

Sie hat durch eine Geberde Pietro zurückgewiesen, der ihr, bei ihr knieend, bis jetzt die Gegenwart von Julian zu entziehen gesucht. Plötzlich und in dem Augenblicke, wo Robert voll Trunkenheit seinen Sohn und Fanchette an sich preßt, steht die Marquise, trotz der stummen Bitten ihres Dieners, der seine gefalteten Hände gegen sie ausstreckt, völlig auf, als ob sie einem elektrischen Schlage gehorchte; sie gleicht einem Gespenste, die Flechten ihrer schwarzen Haare entrollen sich auf der weißen wollenen Decke, welche sie halb umhüllt, und deren weite Falten wie ein Schweißtuch hinter ihr schleppen; ihr Gesicht, in dem sich ein furchtbarer, erschrecklicher Schmerz ausgeprägt findet, ist leichenhaft bleich, ihre Augen, deren Höhlen der Todeskampf schon tief gegraben hat, scheinen noch vergrößert und schimmern in einem fieberhaften Glanze. Da sie die Marquise langsam der Gruppe von Julian und Fanchette, die sich in einer Umarmung umschlingen, sich nähern sehen, weichen die Führer erschrocken zurück.

Die Marquise d'Alfi mit herzzerreißendem Tone:

Julian! . . . Julian! . . .

Bei diesem Ausrufe machen sich Robert, sein Sohn und Fanchette aus ihrer gemeinschaftlichen Umarmung los und wenden sich ungestüm um.

Fanchette, sich ihrem Bräutigam mit einer Bewegung der Angst nähernd.

Oh! . . . Julian . . . ich habe bange . . . Seht doch diese Dame, man sollte glauben, sie komme aus ihrem Grabe.

Robert, ohne von seinem Sohne gehört zu werden.

Ich fühle mich sterben . . . Dank Dir, mein Gott, ich werde meinen Sohn glücklich zurücklassen.

Die Marquise d'Alfi, flehend.

Julian . . . also Du lebtest, trieb ich Dich zum

Selbstmorde . . . ich glaubte Dich todt und betete Dich an! . . . Diese Liebe jenseits des Grabes beweist Dir meine Reue . . . Vergibst Du mir?

Julian, mit Schrecken.

Ja . . . ich vergebe Ihnen.

Die Marquise d'Alfi zu Fanchette.

Mädchen, derjenige, welchen Du liebst, hat grausam gelitten . . . Durch Dich sei sein Leben so sanft, als es durch mich gemartert war . . . Julian . . . ein letztes Mal hefte Deine Augen auf die meinigen. (Der junge Mann bleibt auf den Knieen, sein Gesicht in seinen Händen verbergend.) Julian . . . flehentlich bitte ich Dich . . . schaue mich . . . ein letztes Mal an.

Julian schlägt seine von Thränen erfüllten Augen zur Marquise auf.

Ich . . . habe gesagt . . . ich verzeihe Ihnen.

Die Marquise d'Alfi schaut Julian mit einem Blicke voll Leidenschaft an: ihre Züge drücken abwechselnd die Verzweiflung, die Liebe, die Gewissensbisse aus; dann wird sie immer schwächer, sie kann sich kaum mehr halten, weicht, beständig Julian betrachtend, zurück und nähert sich so dem Rande der Plattform des Lehnstuhles. Der Absturz ist nur noch zwei Schritte hinter ihr; die erschrockenen Führer bemerken nicht, daß Cornelia freiwillig bis zu dieser äußersten Grenze gekommen ist, jenseits der sich die unermeßliche Tiefe des Abgrunds öffnet.

Die Marquise d'Alfi mit einem Ausbruche wahnsinniger Leidenschaft.

Julian . . . ohne Dich . . . vermöchte ich nicht zu leben! . . . ich sterbe . . . Dich anschauend! . . .

Nachdem sie diese letzten Worte gesprochen, stürzt sich die Marquise rückwärts und verschwindet im leeren Raume.

Anfangs gelähmt vor Schrecken, geben die Anwesenden einen furchtbaren Schrei von sich. Pietro läuft an den Rand der Plattform und legt sich hier auf den platten Bauch, um, ohne Gefahr, die Tiefen der Abstürze zu erforschen; doch er unterscheidet nichts, nichts . . . als den Nebel der Wolken, in welche der Gipfel der Tournette immer noch gehüllt ist. Der Diener der Marquise, da er nicht mehr am Tode seiner Gebieterin zweifeln kann, bricht in ein Schluchzen aus; die Führer, Julian und Fanchette sind von Entsetzen ergriffen; Robert vermag dem letzten Schlage, den ihm der gräßliche Tod der Marquise beigebracht, als deren Mörder er sich betrachtet, nicht zu widerstehen; seine Bläße wird leichenartig, sein Blick trübt sich, seine Augenlider schließen sich halb. Julian, der bei ihm knieen geblieben ist, bemerkt diese traurigen Symptome, fällt Robert um den Hals und ruft mit zitternder Stimme:

Mein Vater! . . . mein Vater! . . . was haben Sie?

Fanchette, nicht minder beängstigt.

Oh! mein Gott! . . . Julian! . . . die Hände Eures Vaters werden eiskalt.

Robert, mit immer schwächerer Stimme.

Ich bin . . . ein Mörder . . . Diese unglückliche Frau . . . bereute. Ich habe sie hieher geführt . . . ich habe ihren Tod verursacht.

Pietro wüthend, aber durch die Führer zurückgehalten.

Mörder! . . . Du haftest für den Tod meiner Gebieterin.

Robert, mit dem Tode ringend.

Ich werde . . . vor Gott . . . dafür verantwortlich sein! . . . Möge . . . möge . . . mein Tod . . . den dieser Frau sühnen . . . Julian . . . Fanchette . . . kommt . . . kommt . . . ich fühle . . . daß ich sterbe.